

## Streifzüge an der unteren Tauber

Von Carlheinz Gräter, Lauda

Was der Spessart ums Mainviereck in Folio, das sei der Unterlauf der Tauber in Miniaturausgabe, hat der Landeskundler Friedrich Metz gesagt. Hier rankt sich die Tauber geduldig durch den Buntsandstein, ein Gebiet junger Hebungen im Vorland des Spessarts. Wie dort der Main, so muß sich hier der Fluß durch den Sandstein sägen, um mit dem aufsteigenden Land Schritt zu halten.

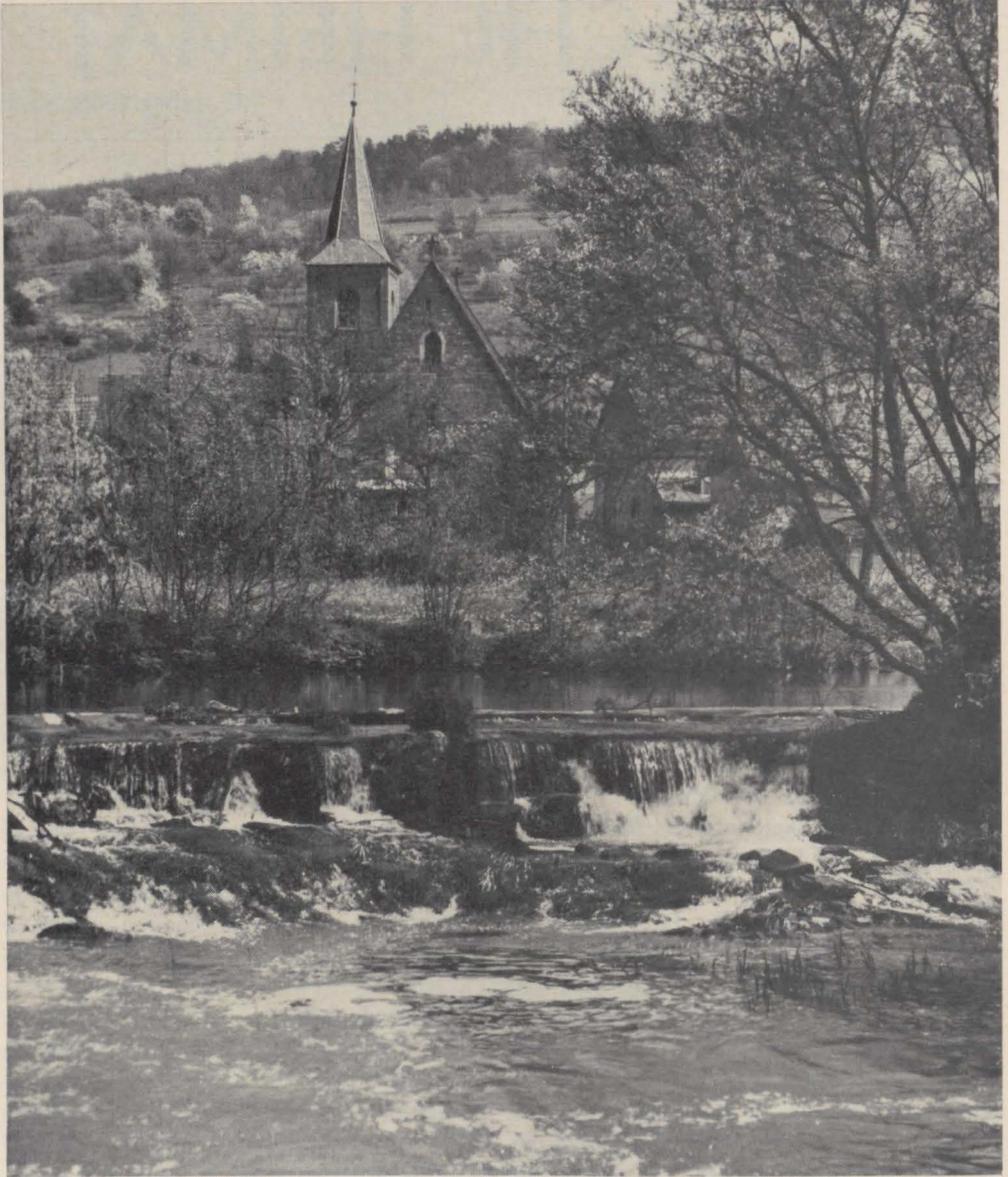
Unterhalb von Tauberbischofsheim, nordwestlich von Werbach, wo die Tauber vom Muschelkalk in den Sandstein überwechselt, ragt der Apfelberg. Sein bis zu 379 Metern aufsteigender Rücken trägt Kiefern auf der Winterseite und Steppenheide am Südhang. Von diesem schroff herausmodellierten Zeugenberg des Wellenkalks bietet sich ein schönes Panorama der Tauberlandschaft. Gegen Süden öffnet sich das Muschelkalktal, das zwischen Werbach und Tauberbischofsheim mit fast anderthalb Kilometern seine größte Tailenbreite erreicht. Während am Prallhang sich waldige, zertalte Höhen wölben, runden sich gegenüber, am Gleithang des Flußes, flache Kuppen mit spärlichem Kopfwald, stark parzellierten Ackerfluren und schütterten Rebstücken.

Gegen Wertheim zu, jenseits des Kammerforsts und des Gamburger Rains aber versteckt sich der Tallauf in dicken Wäldern. Tief und verschwiegen, nicht plaudernd hell wie im Muschelkalkland strömt hier der Fluß.

Der Vergleich mit dem Spessart trifft auch für die Menschen am Unterlauf der Tauber zu, denen die kleinen Talbuchten, das Gamburger Becken ausgenommen, immer nur eine knappe Existenz geboten haben. Auf dem nährstoffarmen Sandstein, den man schon das Unglück Deutschlands genannt hat, dringt der Wald bis hinab zur Talsohle. Nur auf der Straßenseite des Tals zeugen die terrassierten Hänge von der Kulturarbeit des Menschen. Längst ist hier die Rebe dem Obstbau gewichen. Im Frühjahr tupfen die Blütenwolken der Obstbäume das Tal rosafarben und weiß.

Werbach zeigt in seiner Anlage noch die typische gedrängte Form des Weinbaurdorfes. Während längs der Straße behäbige Bauernhöfe liegen, ducken sich zwischen deren Gärten und der alten Dorfwehr Reihen zeilenschmaler Häckerhäuser. Von den 100 Hektar Reb Gelände um 1880 haben sich nur stattliche Weinberge am Ausgang des Welzbachtales gehalten. Der Hirschenberg ist für seinen gehaltvollen Müller-Thurgau bekannt, den vor allem die Winzergenossenschaft Badisches Frankenland in Reicholzheim ausbaut. Als Spezialität eines privaten Weinguts reift hier der Weißburgunder. Die bachaufwärts gelegene Burg von Wenkheim wurde 1673 von den Franzosen zusammengeschossen, als das geforderte Fuder Wein nicht rechtzeitig geliefert wurde.

Mit dem Eintritt der Tauber ins Reich des Buntsandsteins ändert sich das Talgesicht



*Partie an der Tauber bei Niklashausen*

phot. H. Metzger, Röttingen/Tauber

schlagartig. Statt des weiten Mäanderbeckens öffnet sich ein schluchtig-schmaler Grund. Die Bundesstraße 290, auf der zwischen Mergentheim und Tauberbischofsheim der Verkehr tost, und die alle drei Kilometer ein Dorf durchzieht, liegt hier still. Nur ab und

zu begegnet einem ein mit nassem Kies oder Sand beladener Lastwagen vom Main. Der Buntsandstein hat hier nicht die zu königlichen Jagden einladende Weite des Spessarts oder des Odenwalds. Terrassiert wird er hier zum Baustein einer sagengrünen Idylle.



Gamburg

phot. J. Heer, Tauberbischofsheim

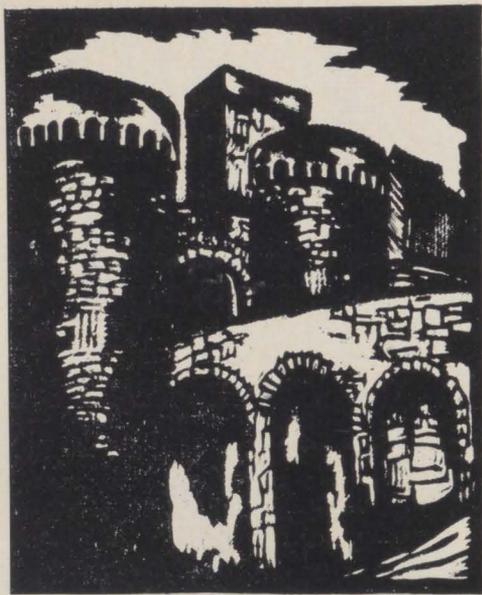
In die Jagdhornmelodie, die das waldreiche Tal zu intonieren scheint, dröhnt plötzlich wie dumpfer Paukenschlag die Erinnerung an das Pfeiferhänsle von Niklashausen. Seine Geschichte hat dem kleinen Steinhauerdorf an der Tauber den Rang einer der historischen Stätten Deutschlands verliehen. Die Wallfahrtsbewegung, die das Pfeiferhänsle ein halbes Jahrhundert vor der Reformation und dem großen Bauernkrieg mit seinen Predigten hervorrief, ist eines der eindringlichsten Beispiele für die soziale und religiöse Gärung im Herbst des Mittelalters.

Am Sonntag Laetare des Jahres 1476, als der Winter ausgetrieben und der Sommer in festlichem Umzug eingeholt wurde, begann das Drama. Da verbrannte der aus Helmstadt stammende blutjunge Hirte und Dorfmusikant Hans Böhm seine Pauke vor der

Pfarrkirche von Niklashausen, bestieg ein umgestürztes Weinfäß und begann vor den festlich gestimmten Bauern aus der Gegend wider die Torheiten der Mode und die Prunksucht der Weiber zu predigen. Die Mutter Gottes, so sagte er, sei ihm erschienen und hätte ihn zum Bekehren berufen. Ein zeitgenössisches Volkslied erzählt:

Ihm wär erschienen die Mutter des Herrn,  
in dem Taubertal mit großem Ehrn,  
sprechend: Witt' tun den Willen mein,  
so verbrenn die Pauken dein  
und sag dem Volke allen,  
daß sie gen Niklashausen wallen  
und abtun seidenschnur und spitzig schuch,  
alle Hoffart und Prusttuch.

Mit einer Geißelung der Modetorheiten begann es. Aber es blieb nicht dabei. Die



Burgtor der Gamburg [Hugo Pahl, Tauberbischofsh.

Predigten des Pfeiferhänsle erinnerten bald auch an die halbvergessene Wallfahrt und den Ablass zu Niklashausen, durch den man vollkommener Gnade als zu Rom oder anderswo erlangen könne. Die Mutter Gottes habe ihm auch den Zorn Gottes wider das menschliche Geschlecht, besonders aber gegen die Pfaffen offenbart. Immer heftiger mischten sich sozialrevolutionäre Forderungen in die Bußpredigten des Hirten. Darüber sind wir durch Spitzelberichte informiert, die der Würzburger Fürstbischof anforderte, als die wilde Wallfahrt nach Niklashausen immer mehr anschwellte.

Da heißt es unter anderem: „Der Kaiser ist ein Bösewicht und mit dem Papst ist es nichts. Die Geistlichen haben viel Pfründen, soll nit sein. Sollen nit mehr haben dann von einer Mahlzeit zur andern. Sie werden erschlagen und in kurz wird es darzu kommen, daß der Priester möcht die Platt bedecken mit der Hand; tät er gern, daß man ihn nicht kennt.“ Fisch in dem Wasser und Wild auf dem Feld sollten gemein sein. „Wenn die Fürsten, weltlich und geistlich,

auch Grafen und Ritter soviel hätten wie die Gemeinen,“ so hätten wir alle genug. Es wird dazu kommen, daß die Fürsten und Herren noch um einen Taglohn müssen arbeiten. Vom Fegefeuer, so fuhr das Pfeiferhänsle fort, halte er nichts, aber er wolle eher die Juden bessern, als die Geistlichen und Schriftreichen. Die Priester sagen, ich sei ein Ketzler und wollen mich verbrennen. Wüßten sie, was ein Ketzler wär, so würden sie erkennen, daß sie Ketzler wären, und ich keiner. Verbrennen sie mich aber, weh ihnen! Sie werden wohl inne, was sie getan haben. Und das wird an ihnen ausgehn!

Der Widerhall, den diese Predigten fanden, muß stark und weitreichend gewesen sein. Die zeitgenössischen Quellen sprechen von 30 000, 40 000, andere gar von 70 000 Menschen, die in diesen Sommerwochen des Jahres 1476 im Taubertal zusammenströmten. Der Geschichtsschreiber der Würzburger Fürstbischöfe, der aus Mergentheim stammende Magister Lorenz Fries, schrieb ein paar Jahrzehnte später anschaulich: „Am ersten liefen die nächsten Nachbarn aus und um den Flecken an der Tauber und Schöpfersgrund zu, darnach von dem Ottenwald und Maintal, auch vom Neckar und Kocher. Zum letzten brachte das Landgeschrei und sein Gesell, der Fürwitz, sehr viel Volks dahin vom Rhein, aus Franken, Schwaben und Bayern, Frauen und Männer, jung und alt. Das auch etwas zu verwundern war, liefen die Handwerksknecht, aus den Werkstätten, die Baurenknechte von dem Pflug und die Grasmägde mit ihren Sichel und Stümpfen, ohn allen Urlaub ihrer Meister und Obrigkeit dahin, ließen liegen Werkzeug, Pflüge, Körbe und anders, und reiseten in den Kleidern, darinne sie diese Tobsucht ergriffen, gen Niklashausen. Der mehrere Teil aus ihnen hatte keine Zehrung, die aber, zu denen sie auf dem Weg einkehrten, versahen sie mit Essen und Trinken. Und war der Gruß unter ihnen nicht anders, denn Bruder und Schwester.“

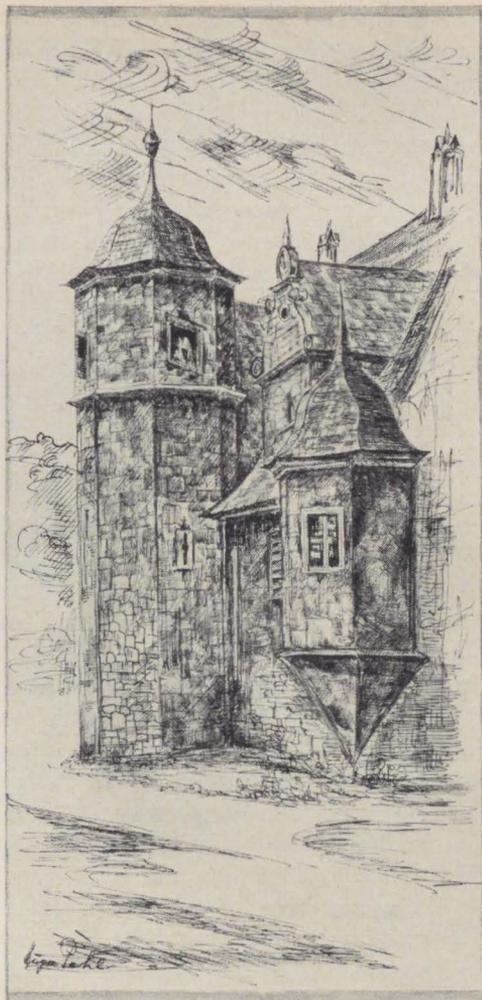
Ein Vierteljahr schon war das Predigen gegangen, als das Pfeiferhänsle Anfang Juli alle Männer aufforderte, am nächsten Samstag mit ihren Waffen zu erscheinen, denn er habe ihnen auf Befehl der Jungfrau Maria drei Worte zu sagen; doch sollten Weiber und Kinder zuhause bleiben.

Bis dahin hatte der Fürstbischof zu Würzburg, Rudolf von Scherenberg, ein achtbarer Mann, das Treiben nur aufmerksam beobachtet. Nun schlug er zu. 34 Reiter holten den Hirten in der Nacht vor dem Sammeltag aus dem Bett, oder wie andere Quellen wissen wollen, aus der Taberne, dem Wirtshaus und brachten ihn nach Würzburg. Die Masse der Waller verlief sich auf diesen Schock hin. Aber es waren ihrer noch 12 000, die allein mit brennenden Kerzen bewehrt, vor die Feste Marienberg über Würzburg zogen, wo das Pfeiferhänsle gefangen lag. Sie glaubten, wie die Stadtmauern von Jericho, so würden auch die Mauern des Schlosses von ihrem frommen Gesang zusammenbrechen. Ein paar Kanonenschüsse und eine Reiterattacke trieben den Zug auseinander.

Zwei Wochen später, am 19. Juli, wurde das Pfeiferhänsle hinterm Jakobskloster am Main an den Pfahl gebunden. Während der Henker im roten Kleid ringsum den Scheiterhaufen entzündete, sang der junge Hirte Marienlieder — mit heller Stimme, wie die Quellen erzählen. Dann ergriffen ihn die Flammen, Feuer und Rauch erstickten sein Wehklagen.

Das Pfeiferhänsle war tot, nicht aber die Wallfahrt nach Niklashausen. 1477 wurde die Pfarrkirche samt dem wundertätigen Marienbild dem Erdboden gleichgemacht; erst 1518 erlaubte der Mainzer Erzbischof den Wiederaufbau.

Die Zeitgenossen dieser Tragödie haben fast einstimmig vermutet, daß das Pfeiferhänsle nur Puppe in den Händen einiger Drahtzieher gewesen ist. Sie hätten dem



*Eulschirbenmühle bei Gamburg*

Federzeichnung von Hugo Pahl, Tauberbischofsheim

„simplicianus“, wie es heißt, dem reinen Toren eine Marienerscheinung vorgegaukelt, um die einst einträgliche, seit Jahren aber gänzlich eingeschlafene Wallfahrt nach Niklashausen wieder zu beleben. Neben den Namen einiger Adliger aus der Umgebung wurde vor allem der Pfarrer von Niklashausen beschuldigt. Das Pfeiferhänsle sprach vor den Richtern in Würzburg ähnliches aus, als er sagte, es sei alles nur Täuscherei gewesen.

Einig sind sich die Historiker darin, daß dieser Hans Böhm kein Betrüger, sondern eine sehr sensible Natur, ein reiner Schwärmer, kein zielbewußter Demagoge war. Sein Programm stellt eine seltsame Mischung rein bäuerlich sozialer, hussitischer und schroff antiautoritärer Forderungen dar, verquickt mit der These von dem alleinseligmachenden Ablass zu Niklashausen. Daß dem Hirten anfangs Hintermänner soufflierten und er schließlich von der Unruhe unter den Massen, unter denen sich auch viel städtisches Proletariat befand, angesteckt und überwältigt wurde — dafür spricht vieles.

Hinter Niklashausen beherrscht auf steiler Bergnase der Quader eines staufischen Bergfrieds Schloß und Dorf Gamburg. Von 1685 bis in unsere Tage blieb die Gamburg Besitz der Grafen von Ingelheim. Um 1800 hatte auch noch die Würzburger Universität, die Alma Julia, Anteil an dem Gamburger Besitz. Der Weinbau war damals noch beträchtlich, und der Gamburger im Universitätskeller willkommen. Zum Besitz des Juliusspitals zählte das Untere Schloß im Dorf, ein schlichter Barockbau. Die neugotische Pfarrkirche besitzt eine von musizierenden Engeln umgebene Madonna aus der Umgebung Riemenschneiders. Unter der Nepomuk-Brücke von Gamburg plätschert der Wassermann, hier Hackenmann genannt.

Einem Herrenhaus gleich liegt dann ein wenig tauberabwärts hinter dichtem Ufergebüsch die Eulschirbenmühle. Zwischen 1590 und 1595 wurde der stattliche Renaissancebau errichtet. Bauherren waren die kurmainzischen Edelleute auf der Gamburg, von Kronberg und von Wendel, deren Wappenschild noch zu sehen ist. Trotz störender Umbauten bietet die schon 1245 erwähnte Mühle mit Treppenturm, Erker, Zwerchgiebel und Voluten unterm Schieferdach noch immer ein schön geschlossenes Bild. Eine Flutmarke aus dem Jahre 1595 läßt die launische Gewalttätigkeit des sonst so stillen Flußes ahnen. Nahe der Mühle rauscht die

Tauber über ein breitrückiges Wehr. In dieser aquarisch-grünen Welt ist die Sage von der schönen Melusine zuhause.

Aus einem kleinen Seitental der Tauber vorspringend zieht sich der weitläufige Komplex des einstigen Zisterzienserklosters Bronnbach bis hinab ans rechte Ufer des Flußes. Kirche, Konventbau, Abtsbau, Gewächshaus und Wirtschaftsgebäude bilden hier eine teilweise noch mauerumgürtete Einheit. Maulbronn war das Mutterkloster der Bronnbacher Zisterzienser, die hier 1157 mit dem Klosterbau begannen. Aus dieser Zeit stammt die 1222 vollendete Klosterkirche. Ihr gurtenloses Kreuzgratgewölbe verrät provencalischen Einschlag und gilt als einmalig in Deutschland. Die Kapitellen-Ornamentik im Langhaus aber weist auf die religiöse Stammlandschaft der Zisterzienser, auf Burgund. In der spätromanischen dreischiffigen Basilika überrascht die schwere barocke Innenausstattung. Bauernkrieg, Bilderstürmerei und dann der Dreißigjährige Krieg haben in Kirche und Kloster gewütet. In einem Klosterprotokoll aus dem Jahre 1631 heißt es drastisch knapp: „Die Bilder mitten in der Kirchen verbrannt und dabei gekocht... die schöne uralte Bibliothek destrahieret.“

Die vier goldstrotzenden Altäre, die in das Hauptschiff hineinragen, wurden von dem Würzburger Bildhauer Balthasar Esterbauer gefertigt. Sie führen zu den zwei kleineren Altären am Chorgestühl, grazilen, reicheren Schöpfungen des späten Rokoko. Der Hochaltar aus dem Jahr 1712 ist wieder eine prunkvoll schwere Arbeit Estenbauers. Das hervorragendste Werk aber ist das Chorgestühl. 1778 wurde es von dem Bronnbacher Klosterbruder Daniel Aschauer geschnitzt. Unter den Altären der Seitenkapellen fällt der Magdalenenaltar auf, den der berühmte Alabasterschneider Michael Kern aus Forchtenberg 1642 geschaffen hat.

Der Abt Franziskus Wundert, der 1699 starb, und sein Nachfolger Josef Hartmann

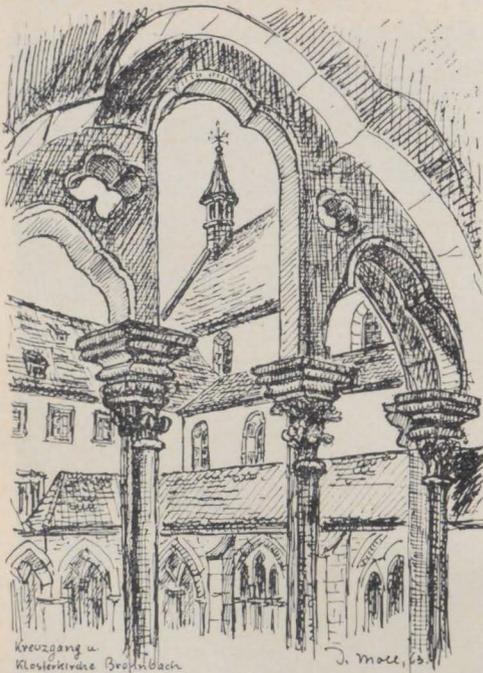


*Kloster Bronnbach*

phot. Hans Metzger, Röttingen/Tauber

waren in dieser Zeit die bedeutendsten Bauherren. Über dem Refektorium liegt der 1720 ausgeschmückte festliche Josefssaal. Der Kreuzgang des Klosters vereint ein Kompendium mittelalterlicher Formenwelt. Eine rare

Entdeckung machten die Kunsthistoriker, als sie an den romanischen Fenstergewänden Eckfalze fanden. Sie verraten, daß Bronnbach schon im Mittelalter einen verglasten Kreuzgang besessen hat. 1803 wurde Bronn-



Kreuzgang u.  
Klosterkirche Bronnbach

### Kreuzgang und Klosterkirche Bronnbach

Federzeichnung von J. Moll, Gerlachsheim

bach säkularisiert; seit dieser Zeit gehört es den Fürsten zu Löwenstein-Wertheim-Rosenberg.

Hinter dem Wirtshaus, das den Klosterbrunnen im Schilde führt, schiebt der Satzenberg seine südwestliche Terrassenflanke gegen die Tauber vor. An die Kulturarbeit im Weinberg erinnert ein barocker Bildstock, auf dem Christus an den Weinstock genagelt erscheint. Ein Kelch fängt das erlösende Blut auf. Um 1830 traf der verdienstvolle Weinbau-Experte Johann Philipp Bronner den Satzenberg verwildert an. Im Kloster-

keller, wo er noch den berühmten „Eilfer“ trank, fand Bronner lange Reihen „großer lechzender Fässer.“ Als Kuriosum sei angemerkt, daß Bronnbach einen sogenannten Pfortenweinberg besaß, der eigens den Trunk für die an der Pforte anklopfenden Bettler und Vaganten lieferte.

Von der barocken Baulust der Bronnbacher Äbte profitierte auch das Pfarrdorf Reicholzheim. Die Nordwand der 1741 errichteten Kirche trägt köstlich gefaßte Statuetten der vierzehn Nothelfer. Farblich gefaßt sind auch viele der Bildstöcke auf der Reicholzheimer Flur. Um ihren Stock schlingt sich das vom Bildhauer erhabene aus dem Sandstein geschlagene Rebengewinde, mit prallen Trauben behangen. Deshalb heißen diese weinfrommen Denkmäler an der Tauber „Träubelesbilder“. Der Weinbau um Reicholzheim ist aber keine historische Reminiszenz. Seit 1951 ist hier der Sitz der Winzergenossenschaft Badisches Frankenland.

Bei Wertheim tritt die Tauber aus ihrem engen grünen Tal hinaus in die silbrig überglänzte Mainaue. Auch Wertheim, im Mündungswinkel der beiden Gewässer gelegen, schaut hinaus zum Strom, nicht zurück auf die Tauber. Tauber, das war für die alten Werdemer Fischer nur der Laichgrund der dicken Döbel und Barben, der rötlichen Nasen und grüspanigen Hechte, der starken Aale und Forellen. Die Fischgründe der unteren Tauber ernähren ihren Mann heute nicht mehr. Aber diese Landschaftskammer, dieser Miniatur-Spessart ist reich an Geschichte und Denkmälern der Kunst, reich an Wald, Wein und Stille.

# Stadt im Rosenhag

Von Carlheinz Gräter, Lauda

„Der Frühling mehrt die Bronnenquellen,  
Der Herbst der Fässer Fontainen.“

Benedikt Knittel

Laudas Name hat durch den bekannten Umsteige-Bahnhof zumindest soviel eingebüßt wie gewonnen. Der Reisende, der hier im grauschwarzen Niemandsland zwischen Gaskessel, Lokomotivhallen und Gleisen gelangweilt auf Anschluß wartet, ahnt nicht, daß hinter dieser rußigen Allerweltsfassade ein altfränkisch hintergründiges Städtchen steckt, an Winkeln und Geschichten reich. Selbst die drei Heidelberger Wandervögel, die im Jahr 1907 auf der Fahrt nach Rothenburg im Wartesaal zweiter Klasse übernachteten durften, fuhrten am andern Morgen ahnungslos weiter. Dabei hätte ihnen doch zumindest die gemütliche Art des Schaffners zu denken geben müssen, der die im Dunkeln Nüsse knackende und Laute spielende Gesellschaft gen Mitternacht diskret darauf aufmerksam machte, daß über ihnen der Herr Oberinspektor schlafe!

Wer dagegen von der Taubertal-Straße kommend auf der Pappelallee über die gotische Kanzelbrücke zur Altstadt fährt, hat es leichter, mit Lauda vertraut zu werden. Vor der Brücke noch fällt rechts in der Wiese ein Bildstock auf, der in seiner erneuerten Nische ein Vesperbild trägt. Er wurde zuerst 1625 gesetzt und soll, so hält sich das Gerücht, die Stelle bezeichnen, an der einhundert Jahre zuvor der Stadtpfarrer und einige Honoratioren nach der Bauernschlacht bei Königshofen vom siegreichen Schwäbischen Bund enthauptet wurden.

Eine Furt, angewehter Löß und die Gunst südlicher Seitentäler waren die natürlichen Voraussetzungen für die Siedlung, der Ludwig der Baier — wie zuvor Mergentheim und Wertheim — 1344 das Stadtrecht ver-

lieh. 1506 kam die Herrschaft endgültig an Würzburg, für 300 Jahre.

Die Stadtkirche, St. Jakob dem Älteren geweiht, führt nocheinmal zurück zu der niedrigbogigen Brücke, eine der charaktervollsten der an schönen Brücken reichen Tauber. St. Jakob war nämlich der Patron der mittelalterlichen Brückenbauer, der Jakobsbrüder, wie sie sich nannten. Auf ihrer Wanderung durften sie sich im Rathaus der Jakobsstadt Lauda eine Wegzehrung holen. Von der 1333 vollendeten gotischen Stadtkirche, die nächst den Gotteshäusern Würzburgs die schönste im ganzen Stift gewesen sein soll, ist nichts mehr zu sehen. Im Winter 1694 brannte sie samt ihren sechs Altären, die größtenteils wohl aus der Schule oder Werkstatt Tilmann Riemenschneiders stammten, vollständig nieder. Der heutige, ein Jahr nach dem Brand begonnene Bau ist schlicht gehalten, weist aber eine reiche und gute Barockausstattung auf.

„Der Wein ermöglichte den Bauernsöhnen das Studium“, so steht's schlagend knapp in dem Laudaer Stadtprospekt, und daß die Herausgeber den Mund nicht zu voll genommen haben, zeigt gleich der nächste Halbsatz von den großen Söhnen des Städtchens: Gottfried von Aschhausen, Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, eingeschworener Jünger und Nachfolger des Julius Echter von Mespelbrunn; Abt Benedikt Knittel, der Erbauer der Klosterkirche von Schöntal; Philipp Adam Ulrich, der Reformator der fränkischen Landwirtschaft. Schon als junger Mann mit 33 Jahren war Knittel zum Abt des Klosters Schöntal an der Jagst aufgestiegen. Ihm verdankt die Abtei ihre barocke Tracht; erst kürzlich hat man bei der Restaurierung der Klosterkirche eine Freskenfolge aufgedeckt, die sich zu einer Bilderbibel in katholischer



*Rauhreif, im Taubertal*

phot. H. Metzger, Röttingen

Schau rundet, und zu der Knittel — ebenso wie zu den Deckenbildern und Ölgemälden — lateinische Inschriften verfaßt hat. Kein Wunder, daß die Schöntaler Mönche witzelten, der Abt könne keine leere Wand sehen. Berühmt geworden ist Benedikt Knittel aber durch seine sprichwörtlichen Knittelverse, die ihn, wie einmal gesagt wurde, zu einem fränkischen Bruder des universellen Oberschwaben Sebastian Sailer machen. Wer Knittels Laudaer Herkunft kennt, begreift, weshalb ihrer viele vom Wein handeln, und seien sie auch so kritisch wie dieser — „Wie der Mann, so ist die Aich, Keiner ist dem andern gleich.“

Das Heimatmuseum der Stadt hat im Ulrich-Haus eine würdige und sachgemäße Herberge gefunden. 1692 wurde Philipp Adam Ulrich hier geboren. Als Professor jurist et ruris, des Rechtes und der Landwirtschaft wie den Würzburger Gelehrten die Zeitgenossen scherzhaft-respektvoll genannt haben, focht er gegen heftigen Widerstand bedeutsame landwirtschaftliche Reformen durch, so namentlich und noch vor dem Alten Fritz in Preußen den Anbau der Kartoffel sowie die Einführung der Luzerne und Runkelrübe.

Im Heimatmuseum findet sich ein signierter Faßdeckel von 1783, der als Schnitzwerk eine mannsstarke Kalebtraube zeigt, wie sie die Kundschafter der Bibel aus dem Gelobten Land trugen. Dieses Bild kennzeichnet den Weinreichtum der Stadt, der es mit Hilfe ihrer gutbestückten Keller im 17. und 18. Jahrhundert immer wieder gelang, die drückenden Kontributionen abzuleisten. Donauwärts, gen Frankfurt, Sachsen und Schwaben wurde der gute Laudaer verführt. Der geringere Wein ging an die Wirte im Odenwald und im Gäu. 1815 wurde dem Laudaer folgender Steckbrief ausgestellt. „Er ist geistig, flüchtig, schnell erwärmend, ermunternd und vorzüglich lieblich, in zwei Jahren schon brauchbar, im 6. Jahr am besten, hält sich über See, und

Ärzte nehmen ihn gegen Stein und Gries wie auch gegen Schädigung der Lymphen. Er verheiratet sich gern mit dem Rheinwein, den er früh biegsam macht . . . jeder läßt den Wein wie er ist.“ Damals wurden auf rund 1000 Morgen Riesling, Rotfränkisch, Guttedel, Silvaner, Rauschling sowie etwas Rotgewächs angebaut.

Bis ins vorige Jahrhundert hinein erlaubte es der Weinexport — wie beispielsweise 1862 — den Guldenüberschuß des Städtchens an 227 Bedürftige auszuschütten. Dann aber war auch hier wie im übrigen Taubertal der Verfall der Rebkultur nicht mehr aufzuhalten. In dem im Jahre 1930 gegründeten Staatlichen Rebgut am Altenberg hat die gediegene Laudaer Weintradition wieder Heimatrecht erhalten. Sein Leiter berät und unterstützt rund 50 Weinbaugemeinden in den drei Kreisen Tauberbischofsheim, Mosbach und Buchen. Als wolle die Natur ihrerseits wieder Reverenz für die pflegliche Behandlung erweisen, läßt sie den Weinfreund hier auch wieder das schon von Johann Philipp Bronner, dem Wieslocher Weinarchivar und Rebenzüchter, gerühmte Laudaer Rieslinggewürz schmecken. Der Riesling, etwa um 1490 bei Worms erstmals als „rüßling“ bezeugt, aus dem erst Jahrhunderte später ein lautlich allzusantf rieselnder Riesling wurde, ist an der Tauber nur strichweise zuhaus. Mit ihm ist gut Zwiesprache zu halten.

Ist es ein Zufall, daß Rebe und Rose unterm gleichen Mond blühen und duften? Die Weinrose, eine seltene Schwester der Heckenrose, ist um Lauda heimisch, und eindrucksvoll begegnete ich ihr in der Stadtgeschichte von Karl Schreck wieder, in der von einem Rosenhag die Rede ist, der einst als lebende Wehr auf dem Stadtwall blühte, ein Bild, das — zusammen mit der blendend weiß gekalkten Stadtmauer im Hintergrund — jedes Malerherz hinreißen mußte. Die Heckenrosen stammten aus dem Wald

bei Heckfeld; 1737 noch taucht in den Stadtrechnungen ein Posten für das Binden und Stutzen des „Hagen“ auf.

Dem Geschlecht der Rosenberger, das rings um Lauda saß, gab die Heckenrose den Namen, in den Wappen vieler fränkischer Geschlechter und Städte glüht sie, fünfblättrig. Ihr bergendes Gehege, der Hag, lebt in dem Wort Hexe weiter, aber auch Maria sitzt gemalt im Rosenhag, und die Vagan-

ten des Mittelalters spendeten ihr weltliches Marienlob der Venus in den Rosen. Als Ottmar Schönhuth, der mit seinen populären Schriften das volkstümliche Geschichtsbeußtsein weithin über Südwestdeutschland geprägt hat, seine Blätter aus Franken zur Belehrung und Unterhaltung herausgab, nannte er sie „Monatsrosen.“ Den Franken aber treibt das Spiel der Windrose weiter durch die Welt.



*Eine der für das Taubertal typischen Steinbrücken*  
Federzeichnung von J. Moll, Gerlachsheim

## Frankenland

Der Fluß von träger Fahrt ist heiß.  
Die Rebe schwellt der Hügel Schweiß.  
Die Äcker tranken Bauernblut.  
Und Türme stehn. Dies Land ist gut.

Hans Boeglin



*Tauberbischofsheim*

phot. F. Heer, Tauberbischofsheim

## Tauberbischofsheimer Impressionen

Von Carlheinz Gräter, Lauda

Diese Stadt hat es schwer, sich neben dem Charme und der Noblesse anderer Städte im Taubergrund zu behaupten. Trotzdem grollte der Freiburger Konservator Josef Sauer: „Tauberbischofsheim könnte heute ein zweites Rothenburg sein, wenn die letzten 120 Jahre in seiner Geschichte fehlten.“

Der Kunsthistoriker spielt damit auf die 20 Türme an, die sich bis zum Beginn des vorigen Jahrhunderts im Wasser des Wallgrabens spiegelten. Von dieser schimmernen Wehr ist hinterm kurmainzischen Schloß nur ein Turmstumpf geblieben, hohl wie ein alter Backenzahn, dazu ein paar Meter Mauerwerk und ein Rest des Wehrganges. Geblieben ist aber auch der Umriß der Altstadt, dieses Eirund, das nach Friedrich Alfred Schmid-Noerr an seiner Brücke hängt wie die Birne am Stiel. Und geblieben ist, trotz der wuchernden Siedlungen ringsum,

die Landschaft dieses Talstücks. Ihr hängt das etwas einfältige Markenzeichen „Liebliches Taubertal“ wie das gefällige Siegel einer hintergründigen Urkunde an.

Das Bild von der Birne und ihrem Brückenstiel verführt dazu nach dem Kerngehäuse der steinernen Frucht zu suchen. Ist es der Marktplatz, der sich etwas parvenuhaft ausnimmt, Kahlschlag im Wildwuchs der Altstadt-Türkei? Ist es das Schloß? Oder die Stadtkirche St. Martin?

Nirgendwo im Tauberland hat der Emanzipationsprozeß einer Kleinstadt einen solchen Verlust an baulicher Substanz gekostet wie hier. Vor ein paar Jahren noch hat man den frischrestaurierten Riedernhof abgerissen, der bis dahin als Landratsamt gedient hatte, ein lebensstüchtiger Bau der Renaissance mit Rokoko-Interieur. Abgerissen wurde das alte Rathaus, dem ein protziger



*Martinsgasse in Tauberbischofsheim*

Federzeichnung von H. Pahl

Bau im trockenen Stil der Reichspostgotik folgte. Abgerissen wurde vor 60 Jahren die gotische St. Martinskirche. Abgerissen, abgerissen, abgerissen. Ein Zufall? Oder das letzte Glied einer psychologischen Kausalkette? In Tauberbischofsheim fehlte die verpflichtende Vertrautheit mit dem Überkommenen. Das zeigt auch die Geschichte der Bischofsheimer Tafel Grünewalds, die heute in der Staatlichen Gemäldegalerie in Karls-

ruhe hängt. Die bitteren Lektionen der Geschichte mögen daran schuld sein, voran der Bauernkrieg. Er hat die Stadt um die Selbstverwaltung gebracht; dieser politische Rückschlag hat auch die wirtschaftende Initiative gehemmt. Die hohe Zeit des Weinbarock blieb da ein Intermezzo. Mainz war weit und kümmerte sich nicht viel um diesen östlichsten Zipfel seines violetten Territoriums.

An dieser Schmollwinkel-Mentalität der Tauberbischofsheimer änderte sich auch nichts, als die Stadt samt Umland zum Großherzogtum Baden geschlagen wurde. Im Gegenteil. Hinterland hieß es achselzuckend, wenn am Oberrhein das Gespräch auf die fränkischen Landesteile Taubergrund, Odenwald und Bauland geriet. Hinzu kam die Spannung zwischen dem frommen Madonnenländle und der liberalen, aber bürokratisch oft schroff rationalen Regierung in Karlsruhe. Tauberbischofsheim zählte noch im Jahr 1875 mehr Israeliten als Protestanten, und es war 1848 auch ein Stück Revolution, daß erstmals ein Protestant Bürgerrecht erwarb.

Während sich beispielsweise die Mergentheimer heute noch mit Pietät ihrer Deutschordensherrschaft erinnern und das schwarze Ordenskreuz vertraulich in Ehren halten, spielt das silberspeichige Mainzer Rad hier keine Rolle im Bewußtsein der Bürger. Es ist ein heraldisches Zitat der Vergangenheit, nicht mehr. Im Niemandsland zwischen dem fernen Mainz und dem fremden Karlsruhe gedieh jener Emanzipationsprozeß, der sich der geschichtlichen Tracht wie eines außer Mode geratenen Rockes entledigte.

Trotz allen abbruchwütigen Fortschritts-eifers hat sich die Stadt ein paar charaktervolle Plätze bewahrt. Auch an kunstgeschichtlichen Blickfängen fehlt es nicht, von einer zerbrechlichen Wurzel Jesse-Schnitzerei der Riemenschneider-Schule bis zum Barockpalais einer reichen Weinhändlerdynastie. Der stillste und schönste Fleck ist der alte Friedhof um die Peterskapelle.

Eine Mauer legt eine Bannmeile um diesen Ort. Der vom Wetter geschwärzte Dachreiterhahn schaut auf eine im Ursprung romanische, 1584 zum letztenmal umgebaute Kapelle. Umwachsen von einer knorrigen Hainbuche und einem dicken Rosenstrauch rusten zwei eiserne Grenzsäulen auf dem Rasen. „Großherzogtum Baden“ steht auf der Säule mit dem gekrönten Wappen, „Republik Baden“ auf der Säule mit dem ungekrönten Schild. Die Geschichte hat die beiden aufrechten Grenzer in Pension geschickt. Es gibt kein Großherzogtum und keine gelbrote Republik mehr zu repräsentieren. Schrott der Historie sind die beiden. Wie lange noch, dann haben Hainbuche und Heckenrose sie in grüner Umarmung den Blicken entrückt.

Zwischen der Hauptstraße und dem Ring des mittelalterlichen Wallovals liegen die Gassenquartiere der Altstadt. Hugo Pahl, ein Träumer und Schaffer, hat den Expressionismus der Spitzgiebel eigenwillig in Holz geschnitten. Aber auch unter den Marktplatzhäusern fehlt es nicht an Originalen. So etwa das schieferblättrige Haus, das wie ein sonnegeblendeter Kauz ins Licht blinzelt. Über dem Zungenblecker der Tür hängt hier ein bebrillter steinerner Fratzenkopf. Unter den Kragsteinen fällt ein flott gehauener Türke auf. In diesem Haus wuchs Georg Michael de La Roche, der berühmte Staatsmann der Aufklärung, als angeblicher Sohn des Wundarztes Johann Adam Franck auf. Im Gegensatz zu dem Liederkomponisten Richard Trunk, dem die Männerchöre tauberauf, tauberab ergeben sind, wartet La Roche, Großvater des genialen Geschwisterpaars Clemens und Bettina Brentano, noch auf seine Gedenktafel.

Wilhelm Weigand hat in seinem Roman „Die Frankenthaler“ ein ironisch überglänzendes Porträt des ackerbürgerlichen Weinstädtchens entworfen, das bis in die badische Zeit hinein nur Bischofsheim hieß, während der

großherzoglich dekretierte Silberbandwurm Tauberbischofsheim den Bischern heute noch nicht über die Zunge will.

Wer sich heute der Stadt mit seinem Wilhelm Weigand in der Tasche nähert, wird das literarische Modell kaum wiedererkennen. Hochgestaffelte Backstein-Kasernen, helle Wohnblöcke und Bungalowhügel, ein Industrieviertel in der nördlichen Talau, Altstadtsanierung und, Prosa in Potenz, zwei Dutzend verschiedener Schultypen konkurrieren mit der Weinpoesie des alten Frankenthal.

Die stille Revolution in der Landwirtschaft hat hier viele Arbeitskräfte freigegeben. Kein Wunder, daß die Industriebetriebe Zulauf fanden. Eine Schulmöbelfabrik verarbeitet jährlich 15 000 Festmeter Buchenholz, Werkstoff der waldreichen Landschaft um Odenwald und Spessart. Ein Betrieb für Holzbearbeitungsmaschinen liefert in mehr als 80 Länder.

Eine Schulstadt sei Tauberbischofsheim, hieß es vorhin. Diese Tradition ist hier 1200 Jahre alt. Wahrscheinlich im Jahr 735 gründete Bonifatius an der Kreuzung einiger Fernwege und an der Tauberfurt ein Frauenkloster. Unter Leitung seiner Vertrauten Lioba gedieh hier die erste Frauenschule Frankens, vielleicht sogar Deutschlands. Nach dem letzten Krieg ist die Volkshochschule Tauberbischofsheim, geleitet vom heutigen Bürgermeister Walter Grosch, mit ihren 60 Außenstellen so etwas wie ein Modell für Baden-Württemberg geworden.

In Tauberbischofsheim läßt sich die Legierung zwischen den Bruchstücken der Vergangenheit und dem Bewußtsein der Gegenwart schwerer an als anderswo. Hier haben die Tauberfränkischen Heimatfreunde noch ein weites Feld vor sich. Zur Zeit entsteht im Schloß das Tauberfränkische Landschaftsmuseum. Hier sollen auch Vorträge und gesellschaftliche Veranstaltungen eine gute Stube finden.

## LIED AN WERTHEIM

Hoher Giebel enge Gassen  
Und in breiten Kellern Wein.  
Stadt, die Fluß und Strom umfassen  
in der Hänge mildem Schein.  
Dich umreigen die Gestirne  
sanftest durch das stille Jahr.  
Und es winkt das firnste Haar  
blondem Burschen, brauner Dirne.

Burg zu Häupten, lang geborsten,  
Feste, die dein Volk vergaß;  
doch in dem Getrümmer horsten  
Träume, die kein Blick ermaß.  
Träume ferner Wirklichkeiten,  
die in Nächten vollmondstill  
wirkend, was die Sehnsucht will,  
durch den Schlaf der Gassen schreiten.

Nur des Stromes Flut des alten  
zieht von dannen ohne Kehr,  
nicht den Tropfen kannst du halten,  
stärker lockt das weite Meer.  
Aber frische Fluten ziehen  
um der Hänge breiten Schwung  
ewig her und ewig jung.  
Um dein Alter ist das Blühen.

HANS BOEGLIN



*Wertheim, Blick auf die Burg*

phot. F. Heer, Tauberbischofsheim

# Stadt zwischen den Wassern

## Der Blick vom Bergfried

Von Carlheinz Gräter, Lauda

„Der Herbst tönt, und die Wälder brennen. Wir sind in Wertheim gewesen, wo der Main als ein Bilderbuchfluß dahinströmt, und wo die Leute mit einer Fähre übersetzen wie in einer Hebelschen Erzählung.“

Kurt Tucholsky, 1927

Es ist das Schicksal der Flüsse, von der Mündung her entdeckt und befahren zu werden. Wer stöbert schon mühselig in bergigem Hinterland eine fragwürdige Quelle auf? Den meisten Reisenden ist dies nichts als umwegige Pedanterie. So lebt die Quelle im Gegensatz zur gefälligen Mündung im Schimmer des Geheimnisvollen, aus dem Rätsel des Unzugänglichen. An der Tauber scheint diese organische Ordnung den Pol gewechselt zu haben. Wer nach getreulichem Flußfolge in Wertheim seine Wanderung beschließt, dem entgleiten die unterwegs gewonnenen Maßstäbe, dem zerrinnen die vertrauten Farben, den weht die Luft auf Schritt und Tritt fremder an.

Als ich im Gespräch mit dem Stadtarchivar dies einigermaßen beschämende Bekenntnis ablegte, lächelte er nur. Auch er könne mir nicht die Mitte dieser Stadt zeigen. Wertheim sei heute nicht nur zwischen Main und Tauber, sondern auch zwischen amerikanischem Flugplatz auf dem Reinhardshof und der Industriesiedlung Glashütte eingespannt. Vielleicht genüge mir eine Vergleichszahl, um dies zu begreifen — die einigermaßen konstante Ziffer von knapp 4000 Einwohnern habe sich nach dem Kriege verdreifacht. Ich begriff. Dabei, so fuhr er fort, hielten sich alte und junge Bürger noch immer an den Spruch „Es is uf der ganze Erde nährchends schöner als in Werde“. Aber dies sei nur eine Abschlagszahlung, keine Antwort auf meine versteckte Frage gewesen.

Am Abend in der Stube mit den Schiestlbildern tranken wir wie die Honoratioren

ringsum statt eines Tauberweins den feurigen erdrauchigen Kallmuth. Der zylinderhütige Philister auf dem Wertheimer Richterstich — sein bescheidener Leibspruch war sicher, mit zehn Zehen, oder beiden Beinen, auf der Erde zu stehen — brachte unser Gespräch wieder auf die alte Fährte. Ich hatte von meinem Stadtbummel nichts weiter mitgebracht als den Hausspruch: „Jeder hat ja so recht“. Ein bißchen wenig für einen, der Wertheims Lächeln auf die Spur kommen wollte.

Wilhelm Heinrich Riehl hat Wertheim eine einzige Weissagung auf den Rhein genannt. Der Ausblick vom Bergfried der Schloßruine auf die sich den Morgennebeln mühsam entringende Stadt wurde hier zugleich Einsicht. Mein Irrtum war es gewesen, eines der vertrauten Tauberstädtchen zu suchen. Wertheims ziegelfleckiges Herzschild aber zielt auf den Main. Tauber, das war der Laichgrund der dicken Döbel und Barben, der rötlichen Nasen, grünspanigen Hechte und geheimnisvollen Aale, das war Unterschlupf der Mainschiffe und Hinterhof der Fischer, deren eine Häuserzeile dem Bahndamm weichen mußte; Tauber, das war Tal ins Hinterland und Gefahr, wenn die „Wächs“ des Flusses mit der des Mains zusammentraf. Dann riß die Flut wie 1732 ein halbes Stadtviertel samt der Spitalkirche hinweg oder gab dem Superintendenten Gelegenheit zu einer „aparten Wasser- und Buß-Predigt“.

Aber zurück zum Main. Er ist Lebensader, aber auch Grenze der Stadt, deren Keimzelle nicht im Mündungswinkel, sondern jenseits des Stromes in Kreuzwertheim lag, das heute zu Bayern gehört. Wertheim schaut wie Mergentheim oder Tauberbischofsheim nach Würzburg. Der Main bespült die

Hänge, deren Wein die Wertheimer trinken, er trägt auf seinem Rücken die Schiffe, denen die Stadt jahrhundertlang als Stapelplatz ihren Reichtum mit verdankte, er führt, freilich immer seltener, die Flöße vom waldreichen Oberlauf zum Rhein. Es hätte nicht der Richterschen Stich-Probe bedurft, um sich rund um die Landzunge der Wörth den wimpeligen Mastenwald des Goetheschen Osterspaziergangs zu vergegenwärtigen:

Man steht am Fenster, trinkt sein  
Gläschen aus  
Und sieht den Fluß hinab die  
bunten Schiffe gleiten.

Auf der Fahrt in die Niederlande ist Dürrer hier mit seiner Frau von Bord gegangen und eingekehrt. Der gedrungene Typ des Schiffes, mit dem er reiste, wurde noch um 1890 in Lohr vom Stapel gelassen. Schade, daß der Zusammenklang von Stadt und Bergfeste, dieser, man muß schon sagen, grandiose Dualismus von Fels und Wasser den Meister nicht zum Zeichnen verführt hat.

Der Blick vom Bergfried verführt stattdessen zu der Annahme, die Stadt Wertheim habe sich im Schatten und Schirm des Burgherren entwickelt. Man vermutet, daß die Grafen das Marktrecht des rechtsmainischen Kreuzwertheim hier auf die planmäßig besiedelte Landzunge zwischen den Wassern verpflanzt haben. Die um 1240 erbaute und durch eine künstliche Schlucht gegen die Bergseite hin abgesicherte Burg verband sich schon früh mit dem Markt durch langziehende Stadtwehren. Jedes Jahrhundert hat seinen Ring um die Burg gelegt, bis aus ihrem herzförmigen Gemäuer 1619 die Stichflamme einer gewaltigen Pulverexplosion schoß, kaiserliche Geschütze den Wiederaufbau — vom barocken Archivtrakt abgesehen — ruinierten.

Alle Welt sieht in der waldumbrandeten Sandsteinruine einen Abklatsch Heidelbergs. Das ist keine Metapher, sondern Kurzschuß,

der aus Unverstand und Gedankenlosigkeit resultiert. Die Wertheimer Burg war nie nationales Fanal wie die Ruine Mélac's, und es fehlt der Widerklang der betürmten Neckarbrücke. Statt des Philosophenwegs aber silbert hier jenseits des Dächergenists die strombeglänzte Au. Daß die fröhliche Regellosigkeit des Wertheimer Stadtbildes keinem planenden Unvermögen, sondern einer geschickten Anpassung an das wenig siedlungswillige Gelände entspringt, auch diese Einsicht schenkt der Blick vom Bergfried.

Die Autofahrer würden sich freuen, fänden sie die luftigen Straßen und Plätze vor, die Merian seinem Stadtkonterfei aus Gründen der Übersichtlichkeit großzügig zugestanden hat. Als Nachfahren eines romantischen Zeitalters aber würden sie dem rationalistischen Groll Unrecht geben, der von den alten und unansehnlichen Häusern der Stadt sprach. Wir müssen ihm freilich zugute halten, daß die Fachwerkgeschwätzigkeit des Marktplatzes noch um die Jahrhundertwende hinterm Verputz schlief. Neben der alten lapidaren Graphik der Hauszeichen wie Anker, Ruder, Schiffshaken, Traube und Metzgerbeil, kann sich die bildnerische Fabulierlust der heutigen Wertheimer sehen lassen.

#### *Die Herrschaft behauptet*

Es liegt nahe, sich der Geschichte der Grafen und nachmaligen Fürsten zu Wertheim auf dem Umweg über die Stiftskirche zu nähern. Denn sie breitet nicht nur einen entzückenden gotischen Baldachin übers Portal, sondern ist auch Grablege der Herrschaft gewesen; die Fülle der Epitaphien und Aufbauten von den klassisch linierten mittelalterlichen Tafeln bis zu den humanistisch-superlativischen Denkmälern der Renaissance ist überwältigend. Das berühmteste Beispiel ist da, weit über Franken hinaus, die stockwerkhohe Bettlade des Hohenlohers Michael Kern für den Grafen Ludwig II.

von Löwenstein und seine Frau. 1618 vollendet, formt dieser Alabasterbau trotz naturalistischer Anklänge schon den Barock vor. Fruchtgewinde, Rebe und Lorbeer bekränzen die Wappensteine.

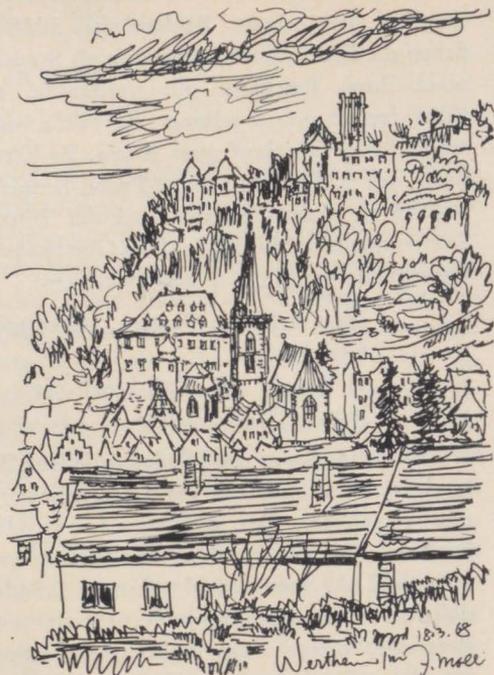
Dieses Grabmal, originell, aber für unseren Geschmack etwas steiflein, kalt, markiert nicht nur stilgeschichtlich eine Wende. Der lutherische Graf Ludwig war es auch, der in zwanzigjährigem zähen Ringen vor dem großen Krieg die Existenz des Territoriums gegen Fürstbischof Echter verteidigt hat. Sein Geschlecht, den pfälzischen Wittelsbachern stammverwandt, hatte Anfang des sechzehnten Jahrhunderts die Reichsgrafschaft bei Heilbronn als württembergisches Lehen annehmen müssen. Er gewann ihm durch seine Energie und Ehe ein neues Wirkfeld wieder.

Die Anfänge der alten Grafen von Wertheim sind noch unerforscht. Mit den Stauern tauchen sie als Herren der Burg über Main und Tauber auf. Wolfram von Eschenbach, der auf der Burg Wildenberg im Odenwald seinen Parceval gedichtet haben soll, stand ihnen nahe. Keiner von ihnen ist so volkstümlich geworden wie der letzte seines Stammes, Graf Michael III. Von seinem Vater, der 1525 eine Zeitlang mit den Bauern paktiert hatte, übernahm er ein großangelegtes Reformationswerk. Ein glühender Anhänger Luthers, saß Michael selbst in Wittenberg und Leipzig zu Füßen der Reformatoren, regierte aber dann nur acht Jahre. 1556 starb er plötzlich, allzu plötzlich, wenn wir den Wandversen im Gasthaus zur Rose glauben dürfen:

„Wäre nicht der ratz und der haaf  
Und der schreiber mit der küpfen naaf,  
So läge mein herr nicht im grünen graß.“

Das Volk schob den beiden Räten Ratzenberg und Nikolaus Haas die Schuld am Tod ihres jungen Herrn in die Schuhe.

Über Michaels Schwiegervater kam die Herrschaft an den Löwensteiner. Nach ihm



Wertheim

Federzeichnung von J. Moll

hatten seine Söhne Wolf Ernst und Johann Dietrich gegen Julius Echter von Mespelbrunn und seine Söldnermassen einen schweren Stand. Vier mainische Ämter mußten sie schließlich preisgeben, aber vor Wertheim und dem festen Weindorf Dertingen ranneten sich die Würzburger trotz aller Übermacht die Köpfe ein. Die beiden jungen Grafen hatten die Herrschaft gegen alle Anschläge behauptet. Zu dieser bedrohlichen Würzburger Nachbarschaft gesellte sich mitten im Dreißigjährigen Krieg ein Bruderzwist im Hause Löwenstein, als der jüngste Sohn Ludwigs, Johann Dietrich, konvertierte. Von daher datieren sich die beiden Linien der protestantischen Löwenstein—Wertheim—Freudenberg und der katholischen Löwenstein—Wertheim—Rosenberg. Als dem katholischen Parteigänger 1634 die Herrschaft zugespielt und diese rekatholisiert wurde, schienen die Würfel gefallen. Aber Habsburg mußte sich gegen die un-

heilige schwedisch-französische Allianz im Reich Rückendeckung verschaffen. Und so wurde das Nebeneinander beider Linien garantiert, wobei Wertheim als Gemeinbesitz verwaltet wurde. Wie tiefgegründet das Mißtrauen selbst der Rosenberger gegen Würzburg war, erhellt die Tatsache, daß sie sich lutherische Räte hielten, die geistlichen Rankünen gegenüber unbestechlich blieben.

Ein gerüttelt Maß von Pietät bestimmt auch heute noch das Verhältnis der Wertheimer zu dem ehemaligen Landesherrn. Der liberale Erbprinz Adolf, der mit Schützen und Sängern pokulierte und die „schöne Katharina“ heimführte, blieb unvergessen. Mit den Rosenbergern ist dieser Konnex naturgemäß lockerer, zumal die Bronnbacher Schloßkonzerte seit einigen Jahren eingeschlafen sind. Dafür hat der Name Rosenberg in der Welt des Katholizismus einen guten Klang. Wie sein Großvater und Vater war auch der heute in Bronnbach lebende Fürst Präsident des Zentralkomitees der Deutschen Katholiken. Am Beginn dieser hundertjährigen Familientradition steht eine Audienz beim Papst, in der dieser dem blutjungen Fürsten Karl einen Orden mit den Worten anheftete: „Werden Sie ein kleiner Apostel für Deutschland.“

#### *Der Bechersegen*

Daß in Wertheim eine ganze Handvoll Häuser die Fuderpreise ihres Baujahres tragen — von einem Gulden im Jahr 1388 bis zu 111 im Jahr 1577 — kommt nicht von ungefähr. Diese Stadt zwischen den Wassern ist aus Wein erbaut. Aber was da als Wertheimer „auf die Achsen und das Waßer“ verkauft wurde, stammte, soweit wir das verfolgen können, zum wenigsten von den Hängen der Tauber. Denn hinter ein paar Flußschlingen lag schon das eigenständig wirtschaftende Kloster Bronnbach, und im Muschelkalkland hatten die Weinhändler des Amtes Bischofsheim keine ausländische Konkurrenz zu fürchten.

So sind es immer wieder die Namen der Mainorte, von Marktheidenfeld bis Klingenberg, die in den Rechnungsbelegen der Stadt eine bevorzugte Rolle spielen. Das deckte sich aber auch mit dem Geschmack der Wertheimer Bürger selbst, die ihre besten Weinbergslagen jenseits des Stromes liegen hatten. Wer etwas auf sich hielt, nannte einen Weinberg sein eigen, der zudem noch beliebte Kapitalanlage, Vermögensreserve und Spekulationsobjekt war. Was um die Stadt an Tauberwein wuchs, war von minder guter Beschaffenheit, „daher er auch gewöhnlich in solchen Kellern, wo auf Ausstiche gesehen wird, von dem jenseits des Mayns erzeugten abgesondert, und um einen niedrigeren Preis verkauft zu werden pflegt“. So ein Gewährsmann im Jahr 1793. Drei Jahrhunderte zuvor unterschied das Kellerbüchlein des Nürnberger Patriziers Anton Tucher neben zwölf anderen Gewächsen zwischen Tauberwein, Bischofsheimer und Wertheimer.

Der Weinhandel war das Herz des wirtschaftlichen Kreislaufes nicht nur für die Stadt, sondern auch für die Grafschaft. In der Literatur hat die Zahl von 2469 Exportfudern zwischen 1779 und 1792 mit einem Erlös von 466 901 Gulden ungebührliche Beachtung gefunden. Der Stadtarchivar blätterte mir, als ich ihm mit diesen ominösen Ziffern kam, auf Anhieb ein Merkheft auf, wonach der Lorenz Baunach — ein Hof trägt heute noch seinen Namen — 1573 allein 386 Fuder nach Köln verkauft habe. Bei all diesen Zahlen müssen natürlich immer wieder die in Ertrag und Güte stark schwankenden Herbste samt den damit fälligen finanziellen Gezeiten berücksichtigt werden.

Die Tafelrunde Friedrichs des Großen schätzte den Wertheimer, Goethe schloß ihn in seine Vorliebe für den Frankenwein ein, während seine Christiane, die gern mal etwas Süßes schleckte, ihm dies gern ausgeredet hätte — „den Wertheimer liebe ich

mir nicht“. Trotz seines guten Namens wurde der Wertheimer gerade im achtzehnten Jahrhundert immer wieder als Rheinwein ausgeschenkt. Bundschuh schrieb um 1800, er müsse dem Rheingauer an Stärke und Feuer nachstehen, doch könne dieser den Wertheimer Weinen „an Lieblichkeit und Zartheit nicht beykommen; auch halten sie sich sehr gut und lange auf Lager, so daß ihre Güte mit den Jahren zunimmt. Von ihrer innern dem menschlichen Körper wohlthätigen Kraft ist auch dieses unter anderm ein sicherer Beweis, daß sie, auch reichlich genossen, die quälenden Schmerzen des Podagra's und des Steins nicht nach sich ziehen...“ Carl Julius Weber hat diese Charakteristik fast wörtlich übernommen und hinzugefügt: „Jeder Fremde gilt in Wertheim für einen Weinhändler.“

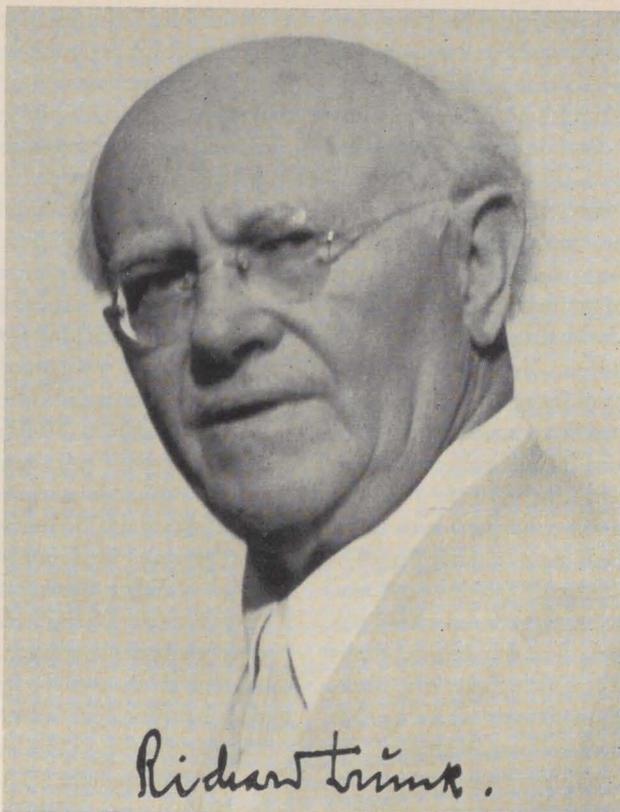
Die Tauber, wehrenreich und von rasch wechselnder Tiefe, kennt keine Paddelfahrten den Fluß aufwärts. An Versuchen, den Wasserlauf schiffbar zu machen, hat es dennoch nicht gefehlt, so zuletzt noch 1825, als das Großherzogliche Badische Bauamt Wertheim einen Ausbau bis Tauberbischofsheim plante. Noch weiter war im siebzehnten Jahrhundert der verdienstvolle Gelehrte Johann Joachim Becher gegangen. Sein 1670 erschienener „Politischer Discurs Von den eigentlichen Ursachen des Auf- und Abnehmens der Städte, Länder und Republiken...“ liegt vor mir. Darin findet sich auch der Entwurf all die „Utilitäten, so aus der Vereinigung des Rheins mit der Donau vermittelt Schiffreichmachung und Vereinigung der Tauber und Wernitz folgen.“ Der Mainzer Kurfürst und der Graf von Hohenlohe hätten sich mit ihm des öfters darüber unterhalten und auch einen holländischen Schleusenmeister kommen lassen. Ihr Ziel sei die Schiffstrecke Wertheim—Weikersheim gewesen; von dort hätte man dann einen Kanal zur Wörnitz vorgetrieben. Aber, so

fährt der Verfasser fort, „der Tauber-Wein würde dem Francken-Wein schaden/ als wie dieser dem Rhein-Wein/ so würde auch das Korn-Negotium in Bayern und Francken nicht vertragen. Und mit einem Worte/ ich habe gesehen/ daß die *Politica* das gute *Concept* übern Hauffen geworffen“. Eine zeitlose Resignation.

Es wäre der Tauber und ihrem grünäugigen Geheimnis nicht gut bekommen, hätte sich das aufklärerische Projekt samt all seinen Utilitäten verwirklicht. Was der breitrückige Main gelassen an Schiffen trägt, hätte ihre schmale Anmut überfordert. Das waren meine Gedanken, als ich an diesem altweibersommerigen Nachmittag nach Kreuzwertheim übersetzte. Von hier aus gesehen, wo der Strom das Leben in starken Farben malt, erschien mir die Stadt zwischen Berg und Mündungsspitze auf einmal ungleich stärker im Lichte der Tauber als zuvor. Um Wertheim zu kennen, muß sich der Tauberwanderer neuen Ufern zuwenden.

In der Probierstube des fürstlichen Weinguts begeisterte mich die zimtfarbene Rokoko-schnitzerei eines Faßbodens, die den Becherseggen des Heiligen Johannes zeigt. Es hätte nicht des Bronnbacher Abtwappens bedurft, um die Erinnerung an die Apostelbrüder dieses köstlichen Stückes in der Kilianskapelle zu wecken, und die Handschrift war zu frappierend ähnlich, als daß nicht Daniel Aschauer, der Stilist des Bronnbacher Chorgestühls sich hier verraten hätte. In einem Medaillonoval schlägt da der fromme Mann das Kreuz über den Trunk, dessen Gift in Gestalt einer Schlange dem Pokal entweicht. Wenn ein Gästebuch zur Hand gewesen wäre, hätte ich ihm eingedenk meiner Tauberfahrten die Lenauschen Verse auf ein Weinfäß gewidmet:

Nun, Wandrer, wandre selig heiter,  
Von Faß zu Faß forttrinkend weiter.



*Richard Trunk*

## Erinnerungen von und an Richard Trunk

Von Wilhelm Zentner, München

Als Richard Trunk am 3. Juni 1968, nahezu neunzigjährig, die noch immer rege Notenfeder endgültig aus der Hand legen mußte, konnte man in der Tat von einem erfüllten Menschen- und Musikerleben sprechen. Wie hätte sonst der Meister selbst in Rückschau auf sein Dasein sagen können: „Wenn ich mein Leben überschaue, darf ich dankbar sagen, das Schicksal hat es gut mit mir gemeint. Soviel des Ungeordneten und Zufälligen mein künstlerischer Entwicklungsgang auch aufzuweisen haben mag, er hat mich doch langsam steigend aufwärts geführt.

Könnte ich noch einmal von vorne anfangen, würde ich vielleicht manches anders machen; eines aber ist sicher: ich würde wieder Musiker werden.“

Die musikalische Begabung hat sich in dem am 10. Februar 1879 in Tauberbischofsheim geborenen und aufgewachsenen Bürgersohn früh und eindeutig geäußert. Doch hören wir ihn selbst: „Auf den Treppenstufen des elterlichen Hauses sitzend, spielte ich schon mit sechs Jahren auf der Ziehharmonika alle kleinen Volks- und Tanzliedchen, die ich nur einmal gehört hatte, und die anderen Kinder

machten Ringelreihen. Meine Neigung zur Musik war schon sehr bald erkennbar. Ich erinnere mich, daß schon in frühester Kindheit, wenn mein Vater mich in der Postkutsche mitnahm, der Klang des Posthorns, ja schon der bloße Anblick dieses Instruments mich unbeschreiblich erregte. Solche Fahrten durch die abendstillen Wälder und mondbeglänzten Auen meines Heimatlandes waren gewiß das erste bedeutsame Erlebnis, das sich tief und nachhaltig in die Seele des Kindes eingeprägt hat. Vermutlich ist damals die Keimzelle meiner Bestimmung zum Musiker und Romantiker entstanden.“

In seiner Vaterstadt Tauberbischofsheim, die nachmals ihren zu Ruhm und Ehren gelangten Sohn zum Ehrenbürger ernannt sowie eine Straße nach ihm benannt hat, besuchte der junge Richard Trunk das Gymnasium. Dort hat er zusammen mit Fritz Stein, dem Regerfreund und späteren Direktor der Berliner Musikhochschule, die Schulbank gedrückt. Schon damals schwebte ihm die Musik als Lebensziel vor, denn auf die besorgte Frage der Mutter, was er werden wolle, erfolgte prompt die Antwort: „Aber du weißt doch, daß ich nichts anderes werden will und kann als Musiker.“

Bei dem tüchtigen Franz Zureich, der aus Karlsruhe an das Lehrerseminar in Tauberbischofsheim berufen worden war, genoß der junge Richard Trunk den ersten theoretischen Unterricht, während Zureichs Gattin, eine aus dem Karlsruher Konservatorium hervorgegangene Pianistin, die erste systematische Klavierausbildung übernahm. Zureichs Ermunterung, seinen begabten Schüler den Musikerberuf wählen zu lassen, bestärkte die bis dahin noch etwas skeptischen Eltern zu dem Entschluß, dem Wunsch ihres Sohnes zu willfahren. Noch kaum dem Knabenalter entwachsen, wurde der junge Tauberbischofsheimer 1894 Studierender am Hochschen Konservatorium in Frankfurt a. M. und, da er zu seinem Lehrer Iwan Knorr keine sonderliche Beziehung gewinnen konnte, von

1896 an der Akademie der Tonkunst in München. Richard Trunk hat diese Wendung in seinem Studiengang zeitlebens als eine Art günstiger Schicksalsfügung empfunden: „Ein wichtiger Lebensabschnitt, dieses München, diese einzigartige bezaubernde Stadt mit ihren schönen Straßen, Plätzen und Bauten, überwölbt vom südlich blauem Himmel, mit ihren vielfältigen Anregungen in Kunst und Natur, mit ihren tausenderlei Freuden, ihrer Urwüchsigkeit und Gemütlichkeit! Hier fühlte ich mich wohl in dem beglückenden Gedanken, drei volle Jahre ungestört und sorglos nur meinem Musikstudium leben zu dürfen. Ich kam mir damals vor wie ein junger Baum, der wohlig dem Licht entgegenstrebt und sich immer weiter zu entfalten beginnt. Ich ahnte damals nicht, daß ich diese geliebte Stadt später nur zweimal noch verlassen sollte, um dann wieder dahin zurückzukehren. Insgesamt habe ich in München, meiner zweiten Heimat, vierzig Jahre meines Lebens zugebracht.“

Vielseitig und gründlich gestalteten sich diese Ausbildungsjahre. Der berühmte Kontrapunktiker Joseph Rheinberger wurde der Kompositionslehrer des jungen Mainfranken. Die Weiterbildung im Klavierspiel erfolgte durch Bernhard Kellermann und Eduard Bach. Die Unterweisung im Dirigieren übernahm Hans Bussmeyer, in der Chorleitung Max Erdmannsdorfer, im Gesang Bernhard Günsburger. Im Sommer 1899 konnte der aus der Heimat herbeigeeilte Vater Zeuge werden, wie sein zwanzigjähriger Sohn nicht nur das staatliche Reifezeugnis, sondern mit diesem auch eine Auszeichnungsmedaille in Empfang nahm. Mit der ihm eigenen, durch feinen Humor gewürzten Erzählergabe hat Richard Trunk seinen Freunden später gern von einem heiteren Ereignis bei jener Preisverleihung berichtet. Zum Schlußakt war der junge Mann im schlichten blauen Anzug erschienen. Einer der befrackten Mitkandidaten machte ihn auf diesen Mangel aufmerksam. Bescheiden meinte Trunk: „Wozu

ein Frack? Eine Medaille bekomme ich so wie so nicht.“ Der Kollege widersprach: „Ja, wenn du nicht, wer denn sonst?“ Endlich ließ sich Trunk zum Rocktausch bewegen. Und siehe da, man hatte recht vermutet. Im geliehenen Frack, wenngleich mit unvorschriftsmäßiger blauer Hose und ohne weiße Binde, empfing der Absolvent der Münchner Akademie der Tonkunst die erste bedeutende Auszeichnung seines Lebens.

Nunmehr begannen für Richard Trunk die Jahre praktischer Bewährung. Gesang und Lied hatten es ihm vorzugsweise angetan, und so leitete er mehrere Chorvereinigungen, um sich zugleich, ein Pianist von hohen Graden, als vielgesuchter, hochgeschätzter Konzertbegleiter, vor allem des damals sehr gefeierten Lieder- und Balladensängers Eugen Gura, zu betätigen. Er lernte dadurch das Liedschaffen von Schubert, Schumann und Hugo Wolf ausgiebig kennen und sammelte Eindrücke und Erfahrungen, die für ihn, den Liederkomponisten, zeitlebens bestimmend sein und bleiben sollten. Mit Vorliebe unterstützte und förderte er junge Sänger beim Liedstudium, eine Gabe, der Richard Trunk bis in seine letzten Lebensjahre mit besonderer Hingabe oblag, wobei manche Gesangsgrößen wieder zu eifrigen „Studierenden“ wurden.

Allein nicht genug damit. Getragen von tiefotendem Fachwissen bewegte sich Richard Trunk zudem auf dem Gelände der Musikkritik, die er für mehrere Münchner Tageszeitungen ausübte. Bald stellten sich außerdem — und dies lag dem jungen Musiker vordringlich am Herzen — die ersten kompositorischen Erfolge ein. Ein wahrer Liederfrühling brachte in elf Zyklen drei- unddreißig Klavierlieder hervor; auch auf dem Gebiet des Chorschaffens ist seine Muse nicht minder fruchtbar gewesen. Trunks Name gewinnt Klang und Ansehen, die Kunde dringt sogar ins Ausland, denn 1912 erreicht ihn ein Ruf nach den USA. Der Chor- und Orchesterverein Arion holt Ri-

chard Trunk nach New York, wo ihm überdies die Leitung einer weiteren Chorvereingung zufällt. Jedoch das verheißungsvoll begonnene Aufbauwerk des Orchesterleiters und Chorleiters, der bekannte, „dieses Wirken in der riesigen und interessanten Stadt bedeutete für mich eine Steigerung meines Lebensgefühls und eine Erweiterung meines bis dahin noch ziemlich engbezirkten Weltbegriffs“, wurde ein Opfer des ersten Weltkriegs. In Amerika hatte übrigens die Kompositionstätigkeit so gut wie geruht. Das einzige, was Trunk dort schrieb, waren bezeichnenderweise zwei heimatliche Volksliederweisen, die heiteren Männerchöre „Schwefelhölzle“ und „s Schwälbele“ op. 37.

1914 kehrte der Amerikafahrer nach München zurück. Eine Zeit erneuten Mühens und Ringens bricht an. Zwar erinnert sich die Münchner Bürgersängerschaft ihres früheren Chorleiters, und die Bayerische Staatszeitung erwählt den Zurückgekehrten zu ihrem Konzertreferenten. Privatmusikunterricht ergänzt diese Tätigkeiten. Eine erhoffte Anstellung an der Münchner Akademie der Tonkunst läßt sich vorderhand nicht ins Werk setzen. Häufig begegnet man Richard Trunk als Klavierpartner berühmter Sänger auf dem Konzertpodium. Größen wie Maria Ivogün, Claire Dux, Sigrid Onegin, Luise Willer, Karl Erb, Paul Bender, Heinrich Rehkemper und Heinrich Schlusnus setzen sich für sein damals zur Hochblüte gedeihendes Liedschaffen ein. In seiner Gattin Maria Delbran findet er eine weitere berufene Interpretin seiner schöpferischen Muse.

Mit der Berufung im Jahre 1925 zum Leiter des Kölner Männergesangsvereins, die allerdings einen Abschied von München bedingte, gelangt Richard Trunk an eine der führenden Stellen deutschen Chorwesens. Zugleich betraut man ihn mit der Mitdirektion der Rheinischen Musikschule, wo er außerdem als Kompositionslehrer zu wirken hat, eine dreifache Aufgabenstellung, die den schöpferischen Künstler, Pädagogen und Or-

ganisator in gleichem Maße erheischte. Ihm erwachsen nur neue Auftriebskräfte aus solcher Verpflichtung, wozu, nach seinem eigenen Geständnis, der wesensentsprechende Schwung und Rhythmus des rheinischen Lebens, neue Impulse spendend, nicht unwesentlich beitrugen.

Als Siegmund von Hausegger 1934 vom Präsidentenposten der Münchner Akademie der Tonkunst zurücktrat, entscheidet man sich für Richard Trunk als Nachfolger. Dieser entzieht sich nicht dem ehrenvollen Rufe, muß indessen zugeben: „Die Trennung von Köln ist mir sehr schwer gefallen, jedoch die Lockung, zurückzukehren an jene Stätte, von der ich meinen Ausgang genommen hatte, war stärker, und die Erkenntnis, daß mir hier, dazu an so hervorragender Stelle, in erhöhtem Maße Gelegenheit geboten werde, mein vielseitiges, durch langjährige praktische Erfahrung untermauertes Wissen und Können unter Beweis zu stellen, hat schließlich den Ausschlag gegeben.

Der Münchner Lehrergesangverein, der vokale Partner des Bayerischen Staatsorchesters, gewinnt in dem Akademiepräsidenten seinen Chormeister, der Singchor der Akademie der Tonkunst erlebt eine Blüte, die ihn befähigt mit großen Aufgaben vor die Öffentlichkeit zu treten. Unvergesslich werden die von Trunk geleiteten Aufführungen der Biblischen Szenen von Heinrich Schütz, von Glucks „De profundis“, von Robert Schumanns „Faustszenen“ bleiben; hat man sie doch in so vollendeter Weise später nicht wieder erlebt. Die Stadt München zeichnet Richard Trunk mit ihrem Musikpreis aus, die Verleihung der Goethemedaille durch die Stadt Frankfurt a. M. folgt nach. Ein schmerzliches, ihn bis in die Tiefe seines Herzens erschütterndes Ereignis blieb freilich dem Akademiepräsidenten nicht erspart; mußte er doch das von ihm geleitete Institut im April 1944 als Opfer eines Luftangriffs in Trümmer sinken sehen. Der akustisch unvergleichliche Odeonskonzertsaal, Stätte

einer ruhmreichen musikalischen Tradition sowie die Unterrichtsräume, worin Meister von Weltruf gewirkt und gelehrt hatten, aus denen zahlreiche Künstler von Rang hervorgegangen waren, sollten künftig nur noch in der Erinnerung weiterleben.

Nach dem zweiten Weltkrieg zog sich Richard Trunk als ausübender Künstler und Pädagoge aus dem öffentlichen Musikleben zurück, um im „Postludium“ seines Lebens sich ungeteilt der schöpferischen Tätigkeit widmen zu können. Das behaglich eingerichtete Haus in Riederau am Ammersee wurde sein Altersrefugium, ein Refugium überdies für seine Freunde und Verehrer, die sich hier des Gesprächs mit dem allzeit heiter gelassenen Meister erfreuen durften, um innerlich gestärkt, beschwingt und erhoben von dannen zu ziehen. Der Naturfreund Richard Trunk kam an den Gestaden des Ammersees, dessen unaufhörlich wechselnde Farbenspiele vom Morgen bis zum Abend, vom Frühling bis zum Winter sein Auge fesselten, sein Herz erfreuten, voll auf seine Rechnung. Die beglückenden Eindrücke haben in seinem späteren Komponistenschaffen einen deutlichen Niederschlag gefunden.

Dieses kompositorische Schaffen, vorwiegend im vokalen Bereich beheimatet, bedarf im Grunde keines Kommentars; es spricht und zeugt für sich selbst, und darin beruht wohl auch seine Wirkung. Trunk gehört zu jenen Meistern, welche — der verliehenen Fähigkeiten von Anfang bewußt und diese zum Gesetz ihres Schaffens erhebend — die Bahn natürlicher Entwicklung durchmessen haben. Experimentiersucht war nie seine Sache. Keimzelle des Trunkschen Liedes ist die melodische Substanz. Mit dieser verschmilzt das im Klaviersatz niedergelegte farbigstimmungsmäßige Element zu organischer Einheit. Von der einfachen Volksweise bis zur sublimen Ausdeutung Verlainscher Verse erstreckt sich die musikalische Spannweite. Gleicher Geist unmittelbarer Sangbarkeit beflügelt das sehr bekannt und beliebt gewor-

dene Chorschaffen, das, bei polyphoner Grundstruktur, jede Stimme dergestalt zu führen weiß, daß sie gesanglich dankbares Einzelleben zu entwickeln und in diesem sich auszuleben vermag. Seine Herkunft aus der Landschaft des romantischen Liedes hat der Komponist nie verleugnet und diesen Wesensausdruck stets als den seiner Natur gemäßen angesehen. Manche Trunksche Weise, vorab im Chorlied, ist musikalisches Volksgut geworden, eine Tatsache, auf die ihr Schöpfer besonders stolz war.

Über dem Vokalkomponisten darf dessen instrumentaler Kontrapunkt nicht vergessen werden. Die Klaviermusik, die dem hervorragenden Pianisten sonderlich am Herzen lag, dankt ihm die an den Serenadengeist des ausgehenden 18. Jahrhunderts anknüpfende Suite in d-Moll op. 83 sowie das „Musikalische Bilderbuch für die Jugend“ op. 91, das, aufgebaut auf dem Quintenzirkel, 28 Spielstücke in allen Dur- und Molltonarten umfaßt: späte Gabe des reifen Künstlers, die didaktische Absicht mit musikalischer Aussagekraft in wohlausgewogener Weise vereint. Wie in seinem Streichquartett op. 80 bevorzugt Richard Trunk in seinen Orchesterwerken gleichfalls den reinen Streicherklang. Auch auf diesem Boden ist es die

Form der Suite, des Divertimento, welche die schöpferische Fantasie in der Serenade für Streichorchester op. 55 oder in der Musik für Streichorchester op. 92, einer Wiedererweckung der alten Tanzsuite, ins Schwingen bringt. In der Ammersee-Suite op. 85, die in einer Klavier- und Orchesterfassung vorliegt, hat der Komponist jener Natursphäre, die ihn in seinen letzten Lebensjahrezehnten freundlich beglückt hat, eine klingende Huldigung dargebracht.

Obwohl Richard Trunk in manchen seiner Schöpfungen die Saiten des Schmerzlichen, Elegischen ergreifend angeschlagen hat, fühlte er sich doch unter einem wolkenlos heiteren Himmel am unmittelbarsten zuhause, und demgemäß sind es die Töne des Anmutigen, Beschwingten, Frohlaunigen und Sinnigen, mit denen seine Musik Ohr und Herz des Aufnehmenden gefangennimmt. Mit seiner Heimat, ihrer Landschaft und ihren Bewohnern hat sich der badische Mainfranke zeit lebens eins gewußt. Wie sagte Richard Trunk doch an seinem 80. Geburtstag, als die Stadt Tauberbischofsheim ein Festkonzert für ihn veranstaltete und ihm dabei die Conradin-Kreutzer-Medaille überreicht wurde? „Wenn sich der Lebensbogen dem Ende zuneigt, fühlt man sich ganz besonders der Stätte seiner Kindheit verbunden.“

## Das Gefecht bei Hundheim

Im deutschen Schicksalsjahr kämpften am 23. Juli 1866 auf der „Höhe“ zwischen Miltenberg und Wertheim die 113er aus Freiburg gegen die Preußen

Von Gernot Umminger, Freiburg i. Br.

Als am 15. Juni des Jahres 1866 der Krieg zwischen Österreich und Preußen begann, waren die Kämpfe um Königgrätz in Böhmen am 3. Juli der Ausdruck eines Bruderkampfes. Ob führende Offiziere oder einfache Soldaten aufeinander schossen: Hunderte von ihnen waren miteinander verwandt und sprachen — mit Ausnahme einiger ukrainischer und ungarischer Einheiten, die von Österreich gerade in Königgrätz eingesetzt wurden — hüben und drüben die gleiche Sprache! Dieser Krieg, von den Preußen gegen die Mehrzahl aller deutschsprachigen Stämme geführt, gegen die Sachsen und Österreicher, gegen die Hannoveraner und Hessen, gegen Bayern, Württemberger und Badener, war nicht etwa wie ein unausweichliches Verhängnis oder wie ein Irrtum am Horizont heraufgezogen, sondern er war gewollt und geplant von Bismarck, der einen preußisch-deutschen Nationalstaat schaffen und Österreich aus der traditionellen Führung des deutschen Bundes hinausdrängen wollte. Dieser letzte bewaffnete Konflikt deutscher Territorialstaaten untereinander stand als solcher, unbeschadet der Befreiungskriege von 1813/14, in der direkten Nachfolge des Siebenjährigen Krieges, stellt aber andererseits doch eine Phase der deutschen Nationwerdung dar, obwohl die Nation, um die es dabei ging, keinen inneren Anteil nahm. War es doch — wie Preußens Generalstabschef von Moltke richtig sah — der letzte regelrechte „Kabinettskrieg“, der aber doch für ein modernes ideologisches Ziel, nämlich die nationale Machtstellung geführt wurde. Der Slogan vom „Blitzkrieg“ kam zwar erst in unserem Jahrhundert auf, aber der preußische Feldzug des Jahres 1866

verdient bereits diese Bezeichnung zu Recht. In der zweiten Junihälfte marschierten die Heere der beiden Seiten auf. Am 3. Juli schlugen die drei vereinigten preußischen Armeen unter Moltke die Österreicher unter Ludwig von Benedek bei der Festung Königgrätz in Böhmen. Preußens neue Waffe, das Zündnadelgewehr — das eine höhere Feuergeschwindigkeit ermöglichte — verursachte Verluste von 5 : 1. Die in friderizianischen Massenlinien angreifenden Österreicher waren machtlos dagegen. Deren Hauptmacht konnte sich zwar der direkten Umfassung und gänzlichen Vernichtung durch Entweichen nach Südosten entziehen, aber die Kampfkraft und vor allem der Kampfwille Österreichs waren schon gebrochen — und das, obwohl auf anderen Schauplätzen kleinere Siege errungen werden konnten.

Unweit von Hundheim im badischen Frankenland steht an der Wertheimer Straße das Denkmal, welches an das Gefecht bei Hundheim am 23. Juli des Jahres 1866 erinnert. Auf dem Sockel dieses Denkmals und auf den Grabanlagen im Hundheimer Friedhof selbst lesen wir als besondere Mahnung an diese unselige Zeit deutschen Bruderkampfes im Bewußtsein unserer eigenen Gegenwart, die Namen der bei Hundheim gefallenen Soldaten beider Seiten.

Wie war das doch mit dem Gefecht bei Hundheim? Heinz Bischof berichtet darüber ausführlich im „Heimatbuch Hundheim“ (Juli 1964) aus dem Tagebuch des Johann Joseph Bundschuh. Der Krieg nimmt seinen Lauf durch Südwestdeutschland. Schon viele Tage vor dem „Margaretentag“, dem Patroziniumstag der Hundheimer Kirchenpatronin St. Margareta, liegen in den Ortschaften



*Das Denkmal, das an das Gefecht bei Hundheim am 23. Juli 1866 erinnert*

auf der „Höhe“ des Maintals zwischen Miltenberg und Wertheim Einquartierungen. Ein ganzes Armeekorps der Oesterreicher zieht von Miltenberg über die Eichenbühler Steige auf der Neunkirchner Straße heran. Soldaten stehen beisammen und sprechen erregt davon, daß die Preußen bei Aschaffenburg den Main überschritten haben und bereits gegen Miltenberg vorrücken. Am Morgen des 23. Juli zieht von der Wertheimer Straße her kommend, die badische Division durch Hundheim. Generalleutnant Prinz Wilhelm von Baden hat im nahen Külsheim sein Quartier aufgeschlagen. Nachmittags gegen 14 Uhr reitet eine Kavalleriepatrouille nach dem Tiefentaler Hof. Sie soll erkunden, wie weit der Vormarsch der Preußen zur Neunkirchner Höhe schon gelungen ist. Beim Wald unweit des Tiefentaler Hofes

wird die Patrouille plötzlich beschossen. An der Straße nach Wertheim, beim Wald-distrikt „Hintere Stauden“, erhält auch der Schützenzug von Oberleutnant Vögelin heftigen Feuerbeschuß. Vom nahen Birkhof ballern Zwölfpfünderkanonen mit Schrapnellfeuer. Die Preußen haben sie dort unbemerkt aufgestellt. Die badischen Truppen spüren die Übermacht des Feindes und ziehen sich aus den vorgeschobenen Gefechts-posten zurück. Das 5. badische Infanterie-Regiment Nr. 113 aus der Garnison Freiburg erhält den Befehl, die Stellung bei der Flur „Mittelgewann“ solange zu halten, bis der Rückzug der badischen Division nach Hundheim und Külsheim vollzogen ist. Gegen Abend ziehen sich so die letzten badischen Truppen auf Hundheim zurück. Mitten in diese planmäßige Absetzbewegung hinein eröffnen Soldaten des zweiten Bataillons Coburg-Gotha der preußischen Division des Generals Flies an der Wertheimer Straße starkes Feuer gegen die Soldaten des 5. badischen Infanterie-Regimentes Nr. 113. Mit gezücktem Bajonett rückt deshalb die vorderste Abteilung der Badener gegen den Waldsaum vor. Hier entsteht ein erbitterter Kampf, bei dem die badischen Truppen von der feindlichen Übermacht äußerst hart bedrängt werden. Preußische Kavallerie sprengt vom Birkhof her und bedroht den Rückzug. Von Hundheim aus werden sofort badische Leibgrenadiere zum „Mittelgewann“ als Verstärkung geschickt. Eine Kompagnie schlägt die scharf attackierenden preußischen Reiter zurück und besetzt die wichtige Höhe 369 beim „Langen Stein“. Ausgesandte Patrouillen erkunden, daß die Preußen sich zurückgezogen haben. Prinz Wilhelm von Baden, der aus nächster Nähe den Verlauf des Gefechtes beobachtet hatte, gab bei einbrechender Dunkelheit den Befehl, daß die badischen Truppen sich nach Külsheim absetzen sollten.

Am nächsten Tag suchten die Hundheimer Bauern draußen auf der blutgetränkten Flur

„Mittelgewann“ bei der Wertheimer Straße die gefallenen Soldaten und überführten sie zum Hundheimer Friedhof. Ein preußischer Feldgeistlicher beerdigte Freund und Feind, ein badischer Ortspfarrer segnete die Gräber von 18 Toten, 13 auf badischer und 5 auf preußischer Seite. An diesem Tag, dem 24. Juli, fand in Werbach an der Tauber ein weiteres Gefecht zwischen Preußen und badischen Truppen statt. In Werbach steht ein Denkmal gleicher Gestaltung wie das im Jahre 1868 an der Wertheimer Straße bei Hundheim im „Mittelgewann“ errichtete, dessen Inschrift lautet: „Das dankbare Vaterland den Tapferen, welche im Gefecht bei Hundheim am 23. Juli 1866 den Tod auf dem Feld der Ehre fanden“.

Hauptziel der preußischen Kriegsführung im Frankenland war Tauberbischofsheim. Hier kam es am 24. Juli 1866 zu den schwersten kriegerischen Auseinandersetzungen jener Tage in unserer badischen Heimat. Von Westen rückte die preußische Brigade (ein Regiment und zwei Bataillone Infanterie, eine Handvoll Oldenburger Dragoner, wenig Artillerie) unter General Wrangel gegen die Stadt vor. Nach einem kurzen Artillerieduell besetzten die Preußen die von der Königlich Württembergischen Felddivision schleunigst geräumte Stadt. Es war früher Nachmittag als die Preußen den abziehenden Württembergern ein paar Salven nachsandten. Da ließ der württembergische Kommandeur seine Truppen plötzlich kehrtmachen und angreifen. Die württembergische Artillerie (25 Geschütze) schoß fleißig in die Stadt Tauberbischofsheim. Von zwei Uhr bis in den sinkenden Abend brandeten insgesamt fünf württembergische Angriffswellen gegen das Schnellfeuer der preußischen Zündnadelgewehre! Vergebens! Am Abend zogen sich die Württemberger endgültig zurück. Insgesamt sind an diesem Tag mehr als 200 deutsche Soldaten aus Süd und Nord, Ost und West bei den Bruderkämpfen im badischen Frankenland gefallen.



*Inschrift auf dem Sockel des Denkmals*

In seiner Erzählung „Weltgeschichte im Hinterwinkel“ berichtet unser fränkischer Heimatschriftsteller Benno Rüttenauer, wie er als elfjähriger Bub die Schrecken des Tages von Tauberbischofsheim miterlebte: „Auch mich trieb es aus dem Hause. Doch nach kaum zwanzig Schritten hielt ich an. Der Geschützdonner auf den Höhen hatte nachgelassen, dafür begann, wie es schien, in nächster Nähe ein Gewehrfeuer. Ich stand an eine verschlossene Haustür gedrückt und sah mich plötzlich allein auf der weiten Straße. Ich hörte Kugeln durch die Luft sausen. Ich sah einen fliehenden Soldaten blutend aufs Pflaster hinschlagen. Das Blut floß ihm aus Mund und Nase, es war gräßlich anzusehen . . . Ich hatte den Kopf ganz verloren. Besinnungslos eilte ich durch die Straßen. Granatstücke und Ziegelsteine fielen vor mir auf den Boden, wie Äpfel im herbstlichen Sturmwind. Plötzlich tut sich eine Haustüre auf. Ein Arm greift heraus und zieht mich hinein. Man zerrt mich durch einen dunklen Gang und eine steinerne Treppe hinunter. Und da stehe ich vor hellem Lampenlicht, in einem wohlversehenen Keller, unter Menschen jeglichen Geschlechts und Alters . . . Endlich kam die Nachricht, der Kampf sei vorüber und die Württemberger endgültig abgezogen. Alles suchte wieder das Tageslicht. Auch ich kroch hervor

und schlich mich scheu durch die Straßen. Ich kam hinaus gegen die Brücke, wo gekämpft worden war. Noch rauchten die Brandstätten der zerstörten Häuser. Von allen Seiten wurden Tote und Verwundete herbeigetragen. Ich wollte nicht hinsehen, wo einer stöhnte und winselte, aber ich tat es doch. Wenn mir übel werden wollte, biß ich die Zähne aufeinander . . .“

Kaum hatten die Einwohner von Hundheim damals den großen Schrecken einigermaßen überwunden, da kamen von Steinbach her Fuhrwerke ins Dorf, die beim „Grünen Baum“ anhielten. Sie waren vollbepackt mit Lebensmitteln, Brot, Zucker, Kaffee und Fleisch. Im badischen Oberland, von wo sie kamen, hatte sich schnell die Kunde verbreitet, daß das kleine Bauerndorf Hundheim im Frankenland bei dem Gefecht großen Schaden erlitten hätte, die Häuser zusammengeschossen seien und die Bevölkerung in bitterer Armut leben würde. Am 13. August traf bei der Gemeinde Hundheim dann ein Schreiben des 5. Badischen Infanterie-Regimentes Nr. 113 aus der Heimatgarnison Freiburg im Breisgau ein. Darnach sind beim plötzlichen Aufbruch am Tag des Gefechtes vollständig gepackte Tornister und andere Ausrüstungsgegenstände zurückgeblieben um deren Rücksendung dringend gebeten wird. Und unter dem 12. August ist uns ein Schreiben eines 113ers aus Freiburg, der dabeigewesen ist, überliefert: „Freyburg, d. 12. August 1866. Endlich habe ich Zeit, seit langen Wochen einmal Zeit, aus eigener Hand zu schreiben, was ich durchgemacht habe . . . Da wurde marschirt bis nach Hundheim . . . dann hinter Hundheim in die Angriffs-Colone aufgestellt; wir lachten und sagten zueinander, das sey wieder umsonst . . . da pfeift eine Zintnadelgewehr-Kugel über unsere Köpfe hinweg die vom Wald heraus kam, auf diese kamen gleich noch zwey und dann krachte es auf einmal in dem Wald, wie wenn die ganze Welt einfallen wollte, wo die Preußen herausge-

schoßen hatten und die Kugeln alle über unsere Köpfe hinweg; weil sie zu hoch geschossen hatten und die Kugeln unser schonten . . . wie aber die Preußen sahen uns reducirien, regnet es hinten her mit Kugeln, und das war ein Geschrey von denen die geschossen wurden und ein Geheul; und dann wie die Kugeln immer gepfiffen haben, das war schrecklich, neben mir ist einer gefallen von meiner Feldwebelschaft, dem gieng die Kugel im Unterleib, er schrie O Jesele! und stürzte zusammen, und ander wurden an den Füßen und Händen geschossen . . . und Kugeln kamen in tausend noch hinter mir nach, da pfeifte auf einmal eine ganz an meiner Nase vorbei kaum drei Zoll, und die pfeifte donnermäßig, da dachte ich: dein Leben ist dir lieber als der Tornister mitsammt allem und hatte ihn weg geschmißen mit allem, nur das Gewehr nicht . . . da schrie unser Hauptmann „Klumpen formiert“ und da sprangen zwey Schwadronen preußischer Cavallerie daher, um uns vollends zusammen zu hauen, und wie sie sahen das Karee formieren, machten sie rechts um, und wollten auf die zerstreuten los, da feuerten wir darauf los, auf die preußische Cavalerie, und hatten sie zusammen geschossen bis auf zwey Mann . . . und jagten die Preußen alle in die Flucht . . .“

Die Verwundeten dieser deutschen Bruderkämpfe wurden auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten von Großrinderfeld und Bad Mergentheim von Mitgliedern des Württembergischen Sanitätsvereins und von Karlsruher Luisenschwestern gemeinsam gepflegt. Der „Württembergische Sanitätsverein“ war knapp zwei Jahre zuvor in Stuttgart als erste Rotkreuz-Organisation der Welt gegründet worden. Die Karlsruher „Luisenschwestern“ gehörten dem schon 1859 gegründeten „Badischen Frauenverein“ an, der im Juli des Jahres 1866 als Rotkreuz-Gesellschaft anerkannt wurde.

Zwei Friedensschlüsse in Nikolsburg und Prag im Juli und August 1866 brachten als wichtigstes Ergebnis für Preußen den Aus-

tritt Österreichs aus dem Deutschen Bund. Schuld spruch und Lob der Rolle Bismarcks vor hundert Jahren resultieren aus den jeweiligen Maßstäben von Nutzen und Schaden. Im wilhelminischen Deutschland galt der preußisch-österreichische Bruderkrieg von 1866 zwar als tragischer Vorgang, aber doch auch wieder als notwendig und deshalb rühmenswerte Tat auf dem Weg zur Einheit. Österreich und seine Freunde dagegen sahen lange in ihm nur preußische Brutalität und Bismarcks Heimtücke, ja Demütigung des altehrwürdigen Traditionsträgers Habsburg durch den märkischen Emporkömmling Hohenzollern. Der Nestor der deutschen Geschichtsschreibung der Neuzeit, Gerhart Ritter, hat der „Kritik“ an 1866 und der Frage, ob denn das deutsche Volk allein sich dem

Zuge des nationalen Gedankens hätte entziehen können, entgegengehalten, daß schon die Fragestellung an sich unhistorisch ist. So wie sich das Urteil der Geschichtsschreibung in eine „kleindeutsche Gruppe“ und eine „großdeutsche Schule“ teilte, läßt sich auch heute, erst hundert Jahre nach den Geschehnissen mit unseren gesammelten Erkenntnissen, der Preußisch-Österreichische Bruderkampf vom Jahre 1866, noch nicht endgültig analysieren, gutheißen oder verdammen.

*Literatur:*

750 Jahre Hundheim. Heimatbuch Hundheim. – Aus 750jähriger fränkischer Bauerngeschichte von Heinz Bischof, Juli 1964 im Eigenverlag der Gemeinde Hundheim bei Wertheim am Main.

„Weltgeschichte im Hinterwinkel“, Erzählung von Benno Rüttenauer.

---

## DEZEMBERTAG

Grauer Nebel hüllt uns ein,  
Bäume steh'n wie Schemen in der Flur,  
O, wie kalt verbleicht der Sonnenschein,  
Und trostlos trauert die Natur.

Menschen haften durch das trübe Licht,  
Fröstelnd, den gewohnten Alltagsgang,  
Ohne Sonne ist ihr Weg zur Pflicht,  
ohne Blüten, ohne Vogelfang.

Einsam sinnend schaue ich hinaus  
Voller Sehnen nach dem Kätzchenstrauch,  
Doch nur Nebel brauen um das Haus –  
Düster wogend durch den Winterhauch.

ARTHUR TRAUTMANN

# Gebildbrote im festlichen Brauchtum des Jahres

Von Karl Mossemann, Schwetzingen

Neben den dinglichen Gütern der Volkskunde nehmen die geistigen Güter einen breiten Raum ein. Unter letzteren sind es vor allem Sitten und Bräuche, die im Leben unseres Landvolkes den Rhythmus des Jahres bestimmen. Während Sitten im engeren Sinn Lebensregeln für zweckbestimmte Lebenskreise darstellen, beschränkt sich das Brauchtum auf einzelne, zeitliche Anlässe.

Man unterscheidet demzufolge Arbeits-, Abwehr-, Fest- und Rechtsbräuche, welche die Lebensordnungen der bäuerlichen Bevölkerung weitgehend heute noch darstellen. Diese Bräuche gehen auf die Frühgeschichte unseres Volkes zurück und lassen sich in parallelen Fällen auch bei anderen Völkern nachweisen (Fehrle, a. a. O. S. 9).

In abgelegenen Landgemeinden findet man die Bräuche noch zahlreicher und ausgeprägter als in stadtnahen Gemeinden. Im Zuge der Angleichung an städtische Lebensgewohnheiten büßte das Brauchtum auf dem flachen Land einiges ein, während im Bannkreis der Städte Bräuche wieder lebendig werden, vor allem solche, die mit Heiligenkulten in Verbindung gebracht werden können. Die Martinsumzüge erfreuen sich zunehmender Beliebtheit, und Sankt Nikolaus erscheint in beinahe echter Aufmachung und erfreut groß und klein mit seinen Gaben.

Bei der Betrachtung der Festbräuche sollen in erster Linie diejenigen herausgestellt werden, in denen kultisches Backwerk in irgend einer Form Verwendung findet. Bei fast allen indogermanischen Völkern sind solche Backwaren in der Form einer Figur, eines Gebildes, nachweisbar. Diese sogenannten Gebildbrote variieren da und dort in ihrer Form, tragen landschaftlich verschiedene Namen und beziehen sich zumeist auf den Anlaß des Festes. Daneben nehmen Sinnbilder eine wichtige Stelle ein, vor allem der

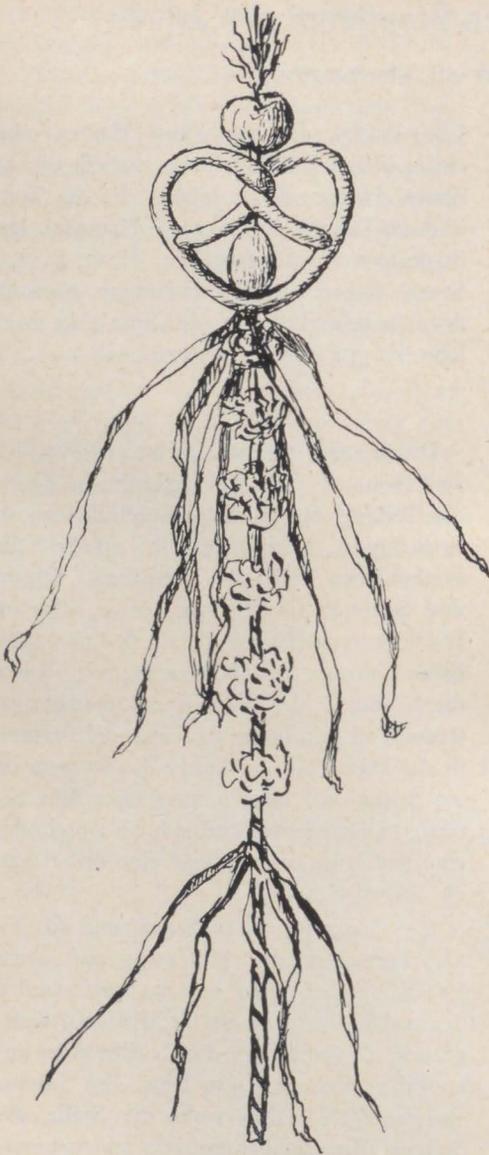
Lebensbaum, der aus einem Herzen oder einem stilisierten Korb hervorsproßt und in dessen Zweigen Rosen blühen, die das Sinnbild des Lebens verstärken (s. Neujahr). Die Sinnbilder der Fruchtbarkeit, Hase, Ei und Brezel, finden häufig Verwendung, wiewohl deren ursprünglich kultischer Sinn nicht mehr lebendig und bewußt erhalten blieb.

## Lätare

Die Jahresfestbräuche gelten ursprünglich dem Sommer und dem Winter, in denen die Teilung des Jahres am deutlichsten in Erscheinung tritt. Deshalb finden die symbolischen Kämpfe zwischen Winter und Sommer am Sonntag Lätare, also im Frühling, statt (Fehrle, a. a. O. S. 110—123). Beim Umzug, dem Sommertagszug, haben die Kinder in der Pfalz einen Sommertagsstecken, an dem bunte Papierbänder flattern, in der Hand. An der Spitze des Steckens ist ein Sträußchen oder immergrünes Reis befestigt. Darunter befindet sich ein Apfel oder eine Apfelsine, anschließend eine Brezel und ein ausgeblasenes Ei.

Die Frucht mit ihren Samen und das Ei, als Sinnbilder der Hoffnung auf neues Leben, symbolisieren den zu erwartenden Segen. Die Brezel ist ein altchristliches Kultgebäck, als Gebildbrot das Zeichen eines unendlichen Vermehrungswillens, also Segenspenders. Sie nahm wohl die Stelle des Sonnenrades ein, das vordem am Sommertagsstecken war (200—150 n. Chr., am Kriemhildenstuhl bei Dürkheim i. d. Pfalz, s. Fehrle, S. 111).

Kaum wird die mit dem Umzug verbundene Absicht, den Sommer mit seiner Wachstumskraft in die Gemarkung zu locken oder zu bannen, noch erkannt. Sie kommt aber in allen Sommertagsliedern zum Ausdruck. Es geht eben um den sommerlichen Segen, und



*Sommertagsstecken im Raum Heidelberg-Mannheim*

das ist entscheidend. Wenn die Bauern die Saatkasten zur Frühjahrssaussaat öffnen, liegt darin schon eine gewisse Segenserwartung. In dem Sommertagslied, an das sich Liselotte von der Pfalz in ihren Briefen (1696 und 1707) erinnert, heißt es:

Stru, stru, stroh, der sommer der is do.  
Wir sind nun in der fasten,  
Da leren die bauren die kasten.  
Wenn die bauren die kasten leren,  
Woll uns Gott ein gutt jahr bescheren.  
Stru, stru, stroh, der sommer der is do.

Und die Pfälzer Kinder singen heute noch in der zweiten Strophe des Sommertagsliedes:

Ich hör die Schlissel klinge,  
Was werre se uns dann bringe?  
Was dann? Roode Woi (Wein) unn Brezel noi.  
Was noch dezu? Paar neie Schuh.  
Schtrih, Schtrah, Schtroh, de Summerdag is do!

Die Brezel für den Sommertagsstecken war aus besserem Teig als die Laugenbrezel. Sie war auch etwas größer, damit man sie gut in den Stecken schieben konnte. Das andere Beiwerk — Ei und Apfel oder Orange — mußte ja auch noch den Stecken passieren.

In den Klöstern wurde die Brezel schon sehr frühe gebacken und war als Fastenspeise begehrt. Bis heute wird sie deswegen da und dort noch Fastenbrezel genannt, ein Ausdruck, der zu Anfang unseres Jahrhunderts für die Laugenbrezel allgemein gebräuchlich war.

Als mit der Einführung des Quatember durch die röm. Kirche die vorchristlichen Jahrzeitfeiern und Naturfeste verdrängt wurden, behauptete die Brezel als Kultspeise ihren Platz. Ohne Zweifel wurde sie vorerst nur zu kirchlichen Fastenzeiten, den Quatemberfasten, gebacken, fand aber im Mittelalter schon eine weitere Verbreitung. Die Brezel wurde schließlich zum Symbol des Bäckerhandwerks und erschien schon im 12. Jahrhundert in den Wappen der Bäcker von Augsburg, Breslau und Speyer.

Volkskundlich interessant ist vielleicht auch eine Redensart aus der Gegend von Speyer, die auf Quatember (quattuor tem-

pora) zurückgeht: „Wer gequattert hat, muß auch tempere!“ Man wollte damit sagen: „Wer gegessen hat, kann auch einmal fasten!“, oder „Wer A gesagt hat, muß auch B sagen!“

Das Sammeln von Eiern durch die Schuljugend am Lätaresonntag, z. B. in Beuggen, Walldürn und — bis zur Inflation im Jahr 1923 — in Sachsenhausen, Krs. Tauberbischofsheim, beschwört den Segen für das ganze Jahr. Ähnlich, wie die Buben in Karsau, Krs. Säckingen, am Sonntag „Ladäri“ den Frühling begrüßen, feierten die Buben in Sachsenhausen ihren „Ladäresunndi“. (Es wäre sprachkundlich interessant, zu untersuchen, warum im Gebiet des Hochrheins und im Main-Tauber-Dreieck aus „Lätare“ das Wort „Ladäri“ bzw. „Ladäre“ entstand.)

Hefebrezeln und rohe Eier erhielten an Lätare auch die Kinder in Schlesien. Im Kreis Sagan zogen die Kinder der Häusler (Gutsarbeiter) und der ärmeren Bevölkerung zum Sommertagsingen mit einem Birkenzweig und einem Korb zu den Bauern, um ihre Gaben zu heischen.

Der gegabelte Birkenzweig wurde mit bunten Papierbändern ganz umwickelt, und von den Enden der Zweige flatterten Papierbänder in allen Farben. Auch der Korb wurde mit bunten Bändern geschmückt. Buben und Mädels sangen vor den Bauernhäusern aus voller Kehle und brachten von Hof zu Hof ihre Bitte vor:

Rot Gewand, rot Gewand.  
Schöne grüne Linden  
suchen wir, suchen wir,  
wo wir etwas finden.  
Geh'n wir in den grünen Wald,  
sing'n die Vögel, jung und alt.  
Frau Wirtin, sind sie drinnen?  
Sind sie drin, so komm'n sie raus!  
Bring'n sie uns den Summer raus!

Auch die Kleinen, die noch nicht zur Schule gingen, beteiligten sich an dem edlen



*Sommertagsstecken aus der Pfalz*

Sammelwettstreit. Welche Bäuerin konnte sich ihrer Bitte verschließen, wenn sie sangen:

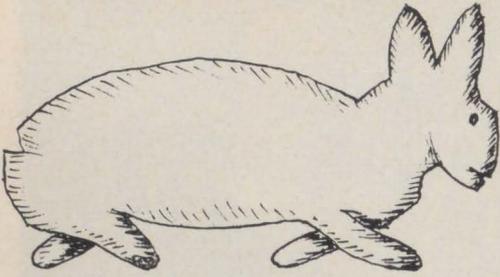
Summer, Summer, Summer,  
ich bin a kläner Pummer.  
Ich bin a kläner Keenich,  
gebt mer nich zu weenich!  
Loßt mich nich zu lange stih'n!  
Muß noch a Häusl weiter gih'n.

Erhielten die Kinder ihre Gaben, so sparten sie nicht an Dankesworten und guten Wünschen:

Rote Rosen, weiße Rosen  
blichen uf dem Stengel.  
Der Herr is schihn,  
die Frau is schihn,  
die Kinder wie die Engel.  
Bescher sie Gott,  
daß sie a langes Leben hot!

### Ostern

Zahlreiche Osterbräuche, die sich bis in die Gegenwart erhielten, gehen auf vorchristliche Zeit zurück. Sie wurzeln im Frühlingskult. Die Zeit der wieder erwachenden Natur fand ihren Niederschlag in mannigfaltigen Frühlingsfesten, nicht nur in Europa, sondern auch bei Ägyptern und

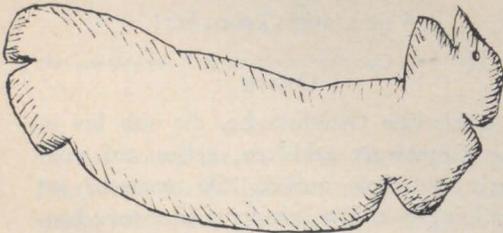


*Osterhase aus Sachsenhausen, Kr. Tauberbischofsheim — alte Form —*

Persern. Dem neu pulsierenden Leben in der Natur wurde durch die Festbräuche, durch die symbolisch die Lebenskraft gesteigert werden sollte, Rechnung getragen.

Die Sinnbilder neuer Lebenserwartung sind Ei und Hase, die beide die Verkörperung der Fruchtbarkeit darstellen. Deshalb spielt das Ei als Segensspender eine bedeutende Rolle im Brauchtum bei mancherlei Osterspielen und Wettkämpfen. Ein Segensritus besonderer Art ist das von Kindern und Erwachsenen durchgeführte Eierwerfen über das Haus oder über einen Baum. Auf den „Osterwiesen“ der Ketscher Insel (Krs. Mannheim) werden am Nachmittag des Ostersonntags die hart gekochten Eier möglichst weit oder hoch geworfen. Der Brauch wird „Eierschugge“ genannt.

Für die Kinder des Frankenlandes ist der Osterbesuch bei den Paten ebenso wichtig wie der Neujahrsbesuch. Nach einem österlichen Spaziergang, der auch durch den



*Osterhase aus Sachsenhausen, Kr. Tauberbischofsheim — neue Form —*

Friedhof führt, werden die Kinder bei den Paten mit Kaffee und Kuchen bewirtet, dergleichen werden buntgefärbte Ostereier aufgetischt. Gegen Abend werden die Kinder mit dem gefüllten Osterkorb und dem gebackenen Osterhasen von den Paten nach Hause gebracht.

Der Hase hat oft eine ansehnliche Größe; Mittelmaß etwa 50 cm Länge. Vor dem Zweiten Weltkrieg wurden die Beine des Hasen noch eingeschnitten und übereinander gelegt. Heute werden die Beine nur noch durch Einschnitte angedeutet (Jahrbuch, a. a. O. S. 74).

In variablen Formen findet man den Osterhasen als Ostergebildbrot neben ande-



*Osterhase aus Lorsch*

ren österlichen Gebildbrotten in der ganzen Rheinpfalz (Betram, a. a. O. S. 280 ff). Die enorme Größe des Gebildbrottes ist ebenso wichtig wie die gute Beschaffenheit des Teiges. Gleiches kann man auch bei der Neujahrsbrezel feststellen. Je größer das Gebildbrot ausfällt, umso gedeihlicher ist auch seine Segenswirkung.

### Erntegans

In den Gegenden, in denen Erntebäuche noch erhalten sind, wird das Erntedankfest getrennt von der späteren Kirchweihe, die meist im Oktober abgehalten wird, gefeiert.

## Martinstag

Nach der Getreideernte brachten die Germanen Wotan eine Gans zum Opfer dar. Im Frankenland wird bis auf den heutigen Tag, vielleicht diesem Brauch zufolge, das Erntefest „Ähregoo“, d. h. Erntegans, genannt. Ähregoo wird jeweils Ende August gefeiert. Zum Festschmaus werden Kuchen aus dem Mehl der neuen Ernte gebacken. Sie stellen auch eine Art Kultgebäck dar. Der dünne Kuchen in Fladenform (ahd: flado = Opferkuchen), Blätz genannt, wird da und dort mit Pflaumen- oder Apfelmus, auch mit Quark (ma: Madde) bestrichen und mit Zimt und Rosinen bestreut. Er wird dann „Sööblätz“ und „Maddeblätz“ genannt. Er stellt die Sonnenscheibe dar und wird von der Mitte aus in Viertel und Achtel geschnitten. Wird er in Großformat auf rechteckigem Blech gebacken, dann wird er in Streifen geschnitten. Der dicke Kuchen dagegen, das Abbild des Mondes, wird in Hälften, gleich zwei Halbmonden, geschnitten, von denen dann Stücke abgeschnitten werden (s. Jahrbuch d. Hist. Vereins Wertheim, 1953, S. 76).

Da vielerorts Erntebräuche auf das Kirchweihfest übergangen, sei noch an die Umzüge am zweiten oder dritten Kirchweihfest gedacht, bei denen anschließend ein Hammel herausgezantzt und am Abend gemeinschaftlich verzehrt wird. Hierbei handelt es sich um den Brauch einer Gemeinschaft zu kultischen Zwecken, einen altgermanischen Brauch, ein Opferfest, das vermutlich einem Fruchtbarkeitskult diene.

Nach einer Weisung des Papstes Gregor d. Großen (601 n. Chr.) sollten an Stelle dieser Opferfeste kirchliche Feiern gesetzt werden, und er ordnete an: „Weil sie gewohnt waren, viele Ochsen den Dämonen zu opfern, soll diesem Brauch eine andere Feierlichkeit unterstellt werden, nämlich daß man am Kirchweihfest Gezelte aus Baumzweigen aufschlage und ein Fest mit religiösen Gastereien feiere“ (Wrede, a. a. O. S. 118).

Die lärmvollen Umzüge zu Beginn des Winterabschnittes des Jahres beginnen schon am Martini. Die bösen, unsichtbaren Geister, die in der Nacht ihr Unwesen treiben, scheuen das Licht. Sie werden deshalb durch Licht, Feuer oder Lärm vertrieben.

Damit Kinder, die sich beim Eintritt der Dunkelheit noch auf der Straße herumtreiben, keinen Schaden nehmen, erscheint in Mannheim das „Martiniweibel“ und schreckt die Kinder heimwärts. Angetan mit weißem, langem Hemd und einem weißem Kopftuch, eine Rute in der Hand, rennt es in der Dämmerung lärmend durch die Straßen und verscheucht die Kinder.

Lärmumzüge, denen wir in vielen Varianten mancherorts begegnen, stellen die eine Seite der Martinsbräuche dar, während die andere Seite Segensbräuche symbolisiert. So, wie der hl. Martin am Tor von Amiens einem halbnackten Bettler die Hälfte seines Mantels schenkte, ist man bedacht, durch ein Geschenk Freude zu bereiten, Segen zu vermitteln. Da und dort ist es bis heute Brauch, daß die Kinder am Vorabend des Martinsfestes von Haus zu Haus ziehen und Gaben heischen. Die Lieder, die sie singen, gelten dem bevorstehenden Eintritt des Winters. Man trägt Sorge um den Wintervorrat. In dem Martinslied „Martinus, Bischof, hoch geehrt . . .“ singen sie zum Schluß

Streck aus, Patron, deine milde Hand,  
segne Haus, Hof, Vieh und Ackerland!

Und in dem Lied „Ich gehe mit meiner Laterne . . .“ klingt die Segensbitte:

Beschenkt uns heut,  
ihr lieben Leut!  
Rabammel, rabommel, rabumm.

Wie die Burschen im Lungau in den Salzburger Alpen auf einer Stange einen ausgehöhlten Kürbis oder eine große Rübe, in denen sich eine brennende Kerze befindet, am Vorabend von Martini durch die Orte

tragen, so finden wir diesen apotropäischen Brauch bis an den Niederrhein. Bei Umzügen in Uerdingen b. Krefeld singen Kinder und Erwachsene

Alles es hüt op de Been,  
On et freut sich Jroot on Kleen.  
::: Wet ehr och, wat dat bedüt?  
Zinter Mäte es et hüt. :::  
Wä mar ävkes lope kann,  
Steckt sech flöck en Fackel an.  
Wet ehr och, . . .  
Ronkelräub wäd utjehöld,  
Dann en Käätzke dren jesteld.  
Wet ehr och, . . .  
On des Owends op dä Maat  
Stond mer Kenger all parat.  
Wet ehr och, . . .  
Jong! mer krieje Freud jenog,  
Dor de Stadt 'ne lange Zog.  
Wet ehr och, . . .  
On te Huus en jrote Pann  
Bockets-Koke jövt et dann.  
Wet ehr och, . . .  
Övert Käätzke eins zwei drei  
Spreng mer en lange Reih'.  
Wet ehr och, . . .  
On bald kömmt dä Zinter-Muff  
Met sin Kiep on sinne Schluff.  
Wet ehr och, . . .  
Die net döje, nömmt hä met,  
Bengt se an de schwore Kett.  
Wet ehr och, . . .  
Dröm en Scholl on Kengerlehr  
Blive brav on adj mer.  
Wet ehr och, . . .  
(Weise: Laßt uns froh und munter  
sein . . .)

Vor der Jahrhundertwende zog die Jugend von Uerdingen in kleineren oder größeren Trupps singend und lärmend durch die Straßen, als Fackel eine ausgehöhlte Runkelrübe auf langem Besenstiel oder langer Bohnenstange in der Hand. Unter Begleitung von Mundharmonikas sangen die Kinder.

Zinter Mäte, Zinter Mäte,  
De Küh hant lange Stätze.  
Zinter Muff,  
Ene Trepp on ene Schluff.

In der Dämmerung zogen dann die Kinder von Haus zu Haus und sangen ihre Heische-  
lieder. blieb eine Haustüre trotz eifrigen  
Pochens geschlossen, dann erklang der Spott-  
vers:

Dat Huus, dat steht op ene Penn,  
Do wonnt ene lange Jitzhals drenn.  
Jitzhals, lange Hals, morje motz du sterwe.

Da bei dem Martinstreiben auch allerlei Unfug getrieben wurde, entschloß man sich in Uerdingen zu geordneten Umzügen, die dann erstmals 1897 stattfanden. Heute werden die Martinszüge in Uerdingen in fünf Stadtteilen, deren jeder seinen St. Martinsverein besitzt, getrennt in der Zeit vom 9.—13. November durchgeführt. Teilnehmer sind nur schulpflichtige Kinder aus allen Schulgattungen. Sie werden vom gesamten Lehrpersonal begleitet. Zur Sicherung der Martinszüge sind Polizei, Rotes Kreuz und Werkwehren aufgeboden. Bei den Schlußfeiern wird das Martinsfeuer, zu dem die Fackeln auf einen Haufen geworfen werden, abgebrannt. Darnach erfolgt die Bescherung der Kinder. Jedes erhält eine Martinstüte mit Äpfeln, Plätzkes (Plätzchen), Nüssen, Bröckskes (Bonbons) und Weckmann. Dieser Weißbrotmann mit der Tonpfeife im Mund hieß ursprünglich „Kloosmann“ und hat eine Länge von 20—30 cm. Ehe man ihn ißt, bricht man zumeist Beine, Arme und Kopf ab, durchschneidet die Stücke und bestreicht sie innen mit Butter und Marmelade.

Alde Lüt  
dröme hüt  
van die Kengertied.

In Wülfrath, Krs. Düsseldorf-Mettmann, ziehen die Kinder am Vorabend des Martinstages mit Fackeln und Lampions durch die Straßen, und das alte Mädemannlied

## Neujahr

Unterstellt man, daß Neujahrsbräuche auf das Weihnachtsfest verlegt und die früher üblichen Neujahrs Geschenke an Weihnachten zur Verteilung gelangen, dann gewinnen die noch bestehenden Neujahrsbräuche in unserer Betrachtung an Bedeutung. Die Gebildbrote, die hierbei eine Rolle spielen, sind fast durchweg Patengeschenke.

Von der Pfalz bis ins Frankenland kennen die Patenkinder den Neujahrsspruch:

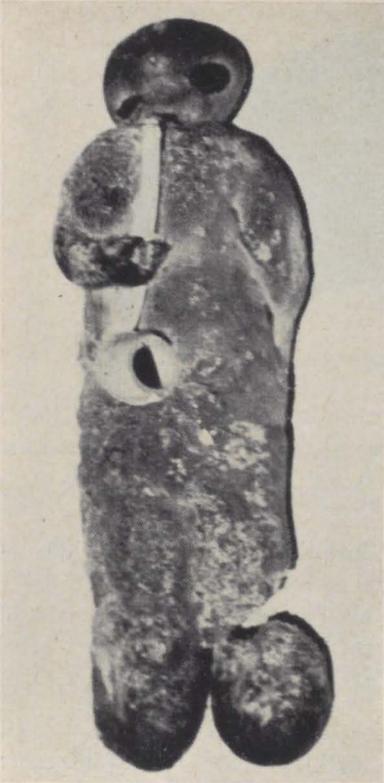
Prost Neijahr!  
E Brezel wie e Scheieredor,  
en Lebkuche wie e Offeplatt,  
do wärre ma all minanner satt.

Betrachten wir zuerst die Brezel, die dem Sinn nach ein Heils- oder Segensgebäck ist. Das häufige Vorkommen deutet schon darauf hin, daß das Gebildbrot kaum als ausgesprochenes Fastengebäck in den Klöstern entstand (Bertram a. a. O. S. 273).

Die ahd „brezitella“ (= Ärmchen) erinnert in ihrer Form an verschränkte Unterarme (s. Kluge). Diesem alten Segenssymbol begegnet man auch in der Steinmetzkunst an Brunnen und Torbogenscheiteln (s. Reichwein, a. a. O. S. 29 ff und Mossemann, Schw. Zeitung).

Die Neujahrsbrezel „wie e Scheieredor“ (Scheunentor) sagt etwas über die Größe des Gebildbrottes aus. Man muß sie schon unter dem Arm nach Hause tragen. In der Rheinpfalz gingen früher die Kinder an Neujahr mit „Kopfkissenziechen“ (Kopfkissenbezügen) zu ihren Paten, um die großen Gaben zu holen (Bertram, a. a. O. S. 274). In ländlichen Gegenden sind 50—60 cm große Brezeln keine Seltenheit. Die Größe weist auf ein Sippengebäck, also ein kultisches Gebäck hin.

Die dritte Zeile des Neujahrsglückwunsches bringt an manchen Orten noch heute

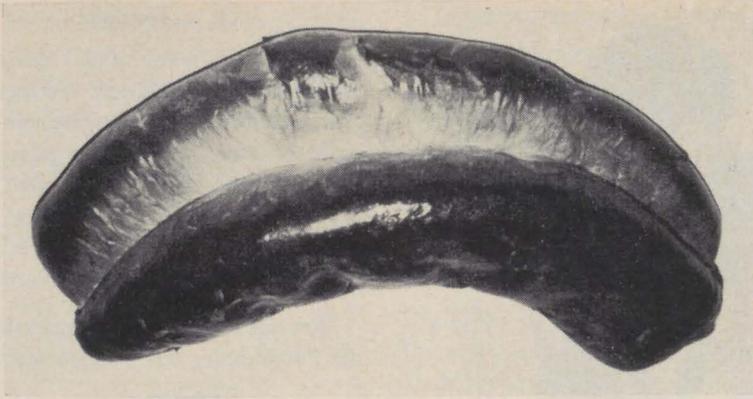


*Mädesmann (Martinsmann)  
aus Wülfrath Kr. Mettmann*

(Martinsmannlied), das schon Eltern und Großeltern sangen, erklingt:

Mädesmann, die jude Mann,  
de us jut jet jeven kann,  
die Äppel un die Bieren,  
die Nüt, die jont noch met.  
Un wenn die Frau nit opstonn well,  
dann mut die Meiht vürjonn.

Nach ihren Heischeliedern erhalten die Kinder das gleiche Gebildbrot, wie es linksrheinisch üblich ist, den Weckmann, der hier „Mädesmann“ genannt wird. Dieses Gebildbrot erhalten die Kinder übrigens auch am Nikolaustag. Neben dem Weckmann aus Hefeteig gibt es auch solche aus Spekulatius-



*Christei aus Plankstadt, Kr. Mannheim*

die ursprüngliche Form, die eigentlich vom Segen etwas aussagt, z. B. in Seckenheim:

e Christei wie e Offeplatt.

Die Kinder in Plankstadt und in Seckenheim erhalten auch heute noch von ihren Paten ein Christei zu Neujahr. In Walldorf, Krs. Heidelberg, erhielten noch vor 40 Jahren die Kinder „eine Tei“ (Christei). An der pfälzisch-elsässischen Grenze hat sich der Name „Deihe“ noch erhalten.

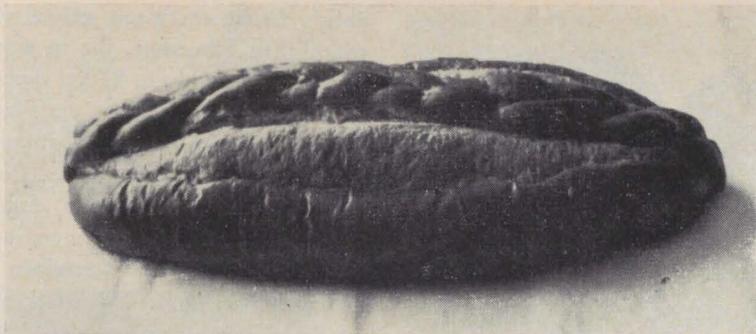
Der Hefeteig zum Christei wird rund ausgewälgt, dann einmal zusammengeslagen, so daß ein halbmondförmiger Kuchen entsteht. Mit einer Schere wird mehrmals von oben in den Teig eingeschnitten, so daß kleine Verzierungen sichtbar werden. Bei dem Walldorfer Christei wurde der Rand des übergeschlagenen Teiges mit einem Zöpfchen bedeckt. Ehe das Christei in den Ofen kommt, wird es noch mit Eigelb bestrichen. Nach dem Backen ist der Rand des übergeschlagenen Teiles kräftig erhöht.

Die Größe des Gebildbrottes ist nach örtlichen Gepflogenheiten verschieden. Im Raum südlich des Neckars bis in den Kraichgau wurden Längen zwischen 40 und 50 cm angegeben, in der Rheinpfalz bis zu 70 cm (Christmann, a. a. O. S. 35—40). Aus dieser Größe ist wiederum zu schließen, daß das Gebäck zum Gemeinschaftsmahl im Kreis der

Sippe bestimmt und demnach ein Kultgebäck war.

Im kurpfälzischen Raum ist der Name Christei noch erhalten. Wo das Christei nicht mehr als Patengeschenk zu Neujahr üblich ist, wird es doch noch vielerorts gebacken (s. Skizze). Nach Christmann (a. a. O. S. 38)





*Zopfenweck aus Sachsenhausen, Kr. Tauberbischofsheim*

ist das Wort Christei verstümmelt aus „Christdeihe“. Zum mhd „dīhe“ ist „dīhen“, nhd „deihen“ zu stellen, das wir noch im Partizip „gediegen“ und, mit Vorsilbe versehen, in „gedeihen“ besitzen. Nach dem Gesetzen der Mundart verstümmte zunächst das -e der Endung, dann flossen in der Aussprache td zu einem Laut zusammen; das h ist ohnehin stumm. Was als Christei klang, wurde als „Christ - Ei“ aufgefaßt.

Urkundliche Belege aus den Rechnungen des St. Georgen Hospitals (Staatsarchiv Speyer) führen an (Christmann, S. 35—40):

1529 Item 5 heller vor Christ Dyhen zu dem nuwen jarstag noch alter gewonheyt.

1530 Item 8 Pf vmb deyhen vff den jarstag den armen sichen (Siechen) noch alter gewonheyt.

Nach Größe und Ausführung kommt dem Christei der mainfränkische „Zopfenweck“ sehr nahe. Noch heute erhalten die Kinder in Sachsenhausen, Krs. Tauberbischofsheim, von ihren Paten nach dem Anwünschen eines guten, neuen Jahres neben Nüssen, Äpfeln, Gebäck, Lebkuchen und Biskuittherz einen Zopfenweck (s. Jahrbuch 1953 S. 74). Dem aufgelegten Zopf verdankt das Gebildbrot seinen Namen. Mit einer Länge von durchschnittlich 50 cm hat der aus gutem Hefeteig gebackene Zopfenweck schon die Bedeutung eines Sippengebäckes.

Hier lautete die Variante des Neujahrspruches:

Prost Näüjohr!  
E Bräze wie e Schäueredor,  
än Läbkuche wie e Oufeflatte.  
Döitle (oder Dout), gä ma's glei!  
Ihch kânn's fast nit derwarde.

In der Mundart heißen Paten und männliche Patenkinder „Dout“, Patinnen und deren Patenkinder „Döitle“. Flechtbrote oder Zöpfe kommen als Neujahrsweck auch in Lothringen vor. Eine Überleitung zu die-



*Neujahrspuppe aus Lorsch*



*Neujährcke, Wülfrath, Kr. Mettmann*

ser Form der Gebildbrote bietet der Neujahrsweck aus St. Avold mit seinen drei nebeneinanderliegenden Teigriemen, deren Enden zu „Knäufen“ verschlungen werden (Bertram, a. a. O. S. 271).

Ähnlich wie in der westlichen Rheinpfalz, so sind auch in der früheren Kurpfalz und bis ins hessische Gebiet hinein die Neujahrspuppen weit verbreitet. Die Grundform ist immer die gleiche. Die Arme und Beine sind teils nur in den Teig eingeschnitten, teils sind sie beim Aufsetzen auf das Backblech vom Leib abgewinkelt, die Beine gespreizt. Eine Neujahrspuppe aus Lorsch darf vielleicht als typischer Vertreter der ganzen Gruppe angeführt werden.

Merkwürdig erscheint es, daß die Schneckenudel nur vereinzelt da und dort vorkommt. Als Neujahrsg Gebäck sind die Schnecken in der Schweiz bekannt, als Neujahrsg Gebäck in Barbelroth, Krs. Bergzabern. Höfler (a. a. O. S. 43) deutet die Schneckengebäcke als Reste einstigen Hakenkreuzgebäcks. In dieser Form ist heute noch im Rheinland, z. B. in Wülfrath, Krs. Mettmann, ein Neujahrsg Gebäck unter dem Namen „Neujährcke“ (Mehrz.: Neujährkes)

üblich. Es ist ein wenig größer als die gewöhnlichen Schnecken, die in einem Rundzug geformt und beim Bäcker täglich zu kaufen sind. Die Gewohnheit, ein Pfeifchen einzubacken, dürfte jüngeren Datums sein. Der schrille Ton, den man mit dem Pfeifchen erzeugen kann, hat beinahe einen apotropäischen Klang. Wenn man auch keine bösen Geister damit vertreiben kann, so lieben die Kinder das Neujährchen doch eher um des Pfeifchens, als um des Gebäcks willen.

Beachtenswert ist der Name des Gebäcks. Wie in der Rheinpfalz die Neujahrswecke kurz als „Neujahr“ bezeichnet werden, so nennt man nördlich Köln diese rheinischen Neujahrsg Gebäckbrote „Neujährchen“, mda „Neujährcke“. Der Name deutet schon darauf hin, daß es ein Gebäck in Kleinformat ist.

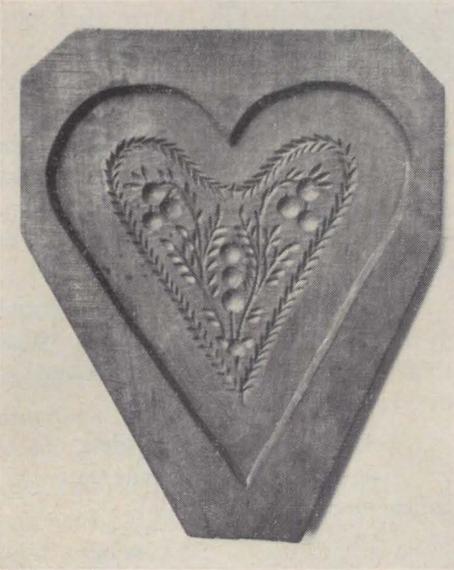
Im Volksglauben spielen die „Zwölften“ oder „Rauchnächte“ noch heute eine große Rolle. Als Reste germanischer, hoher Festtage bergen sie eine Fülle alten Brauchtums. In dieser Zeit der langen Nächte wurde auch ein Totenfest gefeiert. Die Geister der verstorbenen Sippenangehörigen kehrten zu den Überlebenden zurück (s. Fehrle, a. a. O. S. 54 bis 62). Sie mußten durch ein Opfer für das kommende Jahr günstig gestimmt werden. Ursprüngliche Tieropfer wurden im Lauf der Zeit durch den Opferkuchen abgelöst. Die Geister der Verstorbenen segneten zum Dank für das Opfer die Sippenopfer und verliehen ihnen Heilkraft und Gedeihen. Ob es sich bei den Gebäckbrotchen um Neujahrswecke, Neujahre, Schneckengebäcke, Zöpfe, Brezeln, Lebkuchen u. a. m. handelt, immer stellen sie das umgewandelte Sippenopfer des Totenfestes dar (Höfler, a. a. O.). Durch zeitliche und örtliche Gepflogenheiten entstanden die mannigfaltigen Formen und Bezeichnungen der Gebäckbrote. Wo man sich unter „Deihe“ oder „Christei“, „Christeihe“ nichts mehr vorstellen konnte, setzt der Volksmund kurzerhand im Neujahrsglückwunsch dann „Kuchen“ oder „Lebkuchen“ ein:

## En Kuche wie e Offeplatt

Während die meisten Gebildbrote mit der Hand geformt werden, gibt es eine Reihe von Modelgebäcken, z. B. Lebkuchen und Kleingebäcke, unter denen im süddeutschen Raum die „Springerle“ eine besondere Stellung einnehmen. Letztere sind zweifelsohne

auch Gebildbrote, deren Figuren man aber (nach Bertram) keinen mythologischen Ursprung unterscheiden kann.

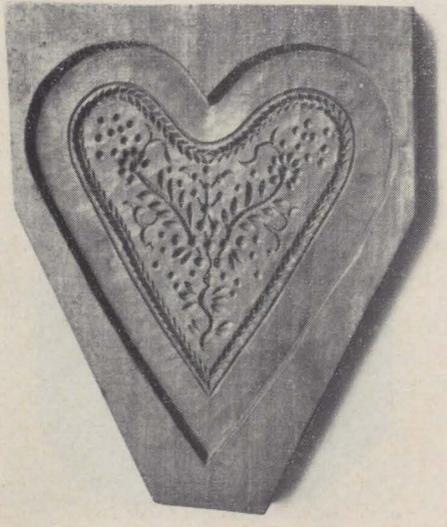
Der Neujahrslebkuchen ist in seiner heutigen Form ein Gebilde spätmittelalterlicher Stadtkultur. Das Gebäck als solches ist bedeutend älter und war ursprünglich kein



*Lebkuchenmodel Nr. 1 Schwetzingen*



*Lebkuchenmodel Nr. 3 Schwetzingen*



*Lebkuchenmodel Nr. 2 Schwetzingen*



*Lebkuchenmodel Nr. 4 Schwetzingen*



*Lebkuchenmodel Nr. 5 Schwetzingen*

Modelgebäck, sondern es wurde mit der Hand geformt. Der „lebekuoche“ (mhd) läßt in seinem Bestimmungswort auf das gemein-germanische Wort „hleiba“ (= ungesäuertes Brot) schließen, so daß Lebkuchen als „Brotkuchen“ (Laibkuchen) zu deuten wäre (s. Kluge). Gleichbedeutend ist daneben das mhd „lebezelte“, das im Handwerkernamen Lebzelter (Honigkuchenbäcker, Lebküchler) fortlebt.

Aus naheliegenden Gründen reicht der Ursprung der Honigkuchenbäckerei weit zurück. Honig der Waldbienen war eines der ältesten Nahrungsmittel der Menschen. Sie kneteten Honig in das Mehl und backten den geformten Laib. Seit Jahrtausenden werden Honigkuchen zu symbolischen Gestalten geformt (Weiner, a. a. O. S. 6). Über Ägypten gelangte der Lebkuchen in Herzform nach Europa. Ist die symbolische oder mythologische Bedeutung auch nicht geklärt, so sehen wir in diesem Gebildbrot doch eines der ältesten Backwerke.

Zum Formen der Lebkuchen wurden später Tonmodel verwendet, die erst im

16. Jahrhundert durch geschnitzte Holzmodel abgelöst wurden. Die Bilder dieser Lebkuchenmodel wurden in Kerbschnittmanier, einer alten, germanischen Verzierungsweise, ausgeführt.

In bunter Reihenfolge wechseln Lebensbaum und Sonnenwirbel, Kleeblatt, Blumen- und Vogelmotive. Neben diesen schlichten Ornamenten entstanden später die kompliziertesten Formen der Holzschnitzkunst mit religiösen, höfischen und bürgerlichen Motiven. Es ist daher verständlich, daß bei den Modeln die runden und viereckigen Formen dominieren, da die Herzform wenig Platz bot, ein Motiv wirksam zur Geltung zu bringen. Symmetrische Gebilde wurden bei den Herzformen bevorzugt.

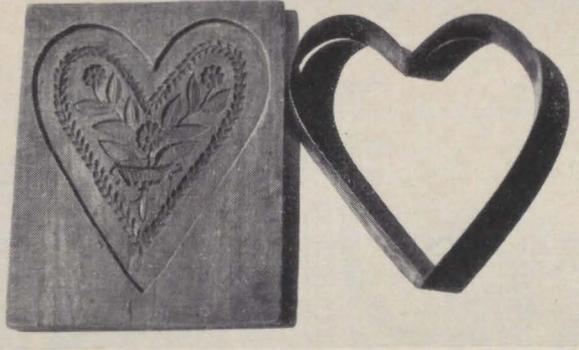
Bedenkt man, daß manche dieser Formen bis zu 54 cm im Durchschnitt aufwiesen (s. Weiner, aus dem Jahr 1631), dann kann man den Segensspruch der Pfälzer

en Lebkuche wie e Offeplatt,  
do wärre ma all minanner satt  
nachempfinden.

Die größte der in Schwetzingen sicher-gestellten Lebkuchenformen mißt 26,5/33 cm und war immerhin für 500 g Lebkuchenteig gedacht. Die abgebildeten Lebkuchenformen stammen alle aus Schwetzingen und waren bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges in Gebrauch.



*Lebkuchenmodel Nr. 6 Schwetzingen*



*Lebkuchenmodel mit dazu passender Blechform zum Ausstechen des Teiges*

Form Nr. 1: 21/24 cm

für 200 g Teig, Bäckerei Rung

Form Nr. 2: 22/25 cm Bäckerei Utz

Form Nr. 3: 22/26,5 cm

für 500 g Teig, Bäckerei Rung

Form Nr. 4: 26/30 cm

für 500 g Teig, Bäckerei Rung

Form Nr. 5: 26,5/33 cm Bäckerei Utz

Form Nr. 6:  $\phi$  24 cm Bäckerei Utz

In diesen Handwerksbetrieben wurde früher der Lebkuchenteig für die einzelnen Formen abgewogen und dann auf den Model gedrückt. Bis etwa 3 Ztr. Teig verarbeitet waren, wußten die Bäckermeister und ihre Gesellen, was sie geschafft hatten. Zu den Herzmodeln ließen die Bäcker deswegen vom Klempner Herzformen zu den einzelnen Modellen anfertigen. Nach dem Ausstechen des gewälgeren Teiges wurde der Model einfach kräftig auf den Teig gedrückt und dadurch Muskelkraft gespart (Bericht von Frau Rung).

*Quellennachweis:*

Bertram, O., „Pfälzische Gebäckbrote“, Westmännische Abhandlungen z. Landes- u. Volksforschung, 1941/42 Heft 5, S. 153 ff.

Christmann, E., „Von den Gebäckbrotten Deihe und Dampedei“, Obd. Zeitschr. f. Volkskunde, 1942.

Fehrle, E., „Feste und Volksbräuche im Jahreslauf europäischer Völker“, 1955.

Höfler, M., „Gebäcke in der Zeit der sog. Rachnächte, Weihnachts- u. Neujahrsgebäcke“, Zeitschrift f. österr. Volkskunde, Wien, 1903.

Kluge, Fr., Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache, 1963.

Mossemann, K., „Volkskundliches aus Sachsenhausen“, Jahrbuch d. Hist. Vereins Wertheim, 1953.

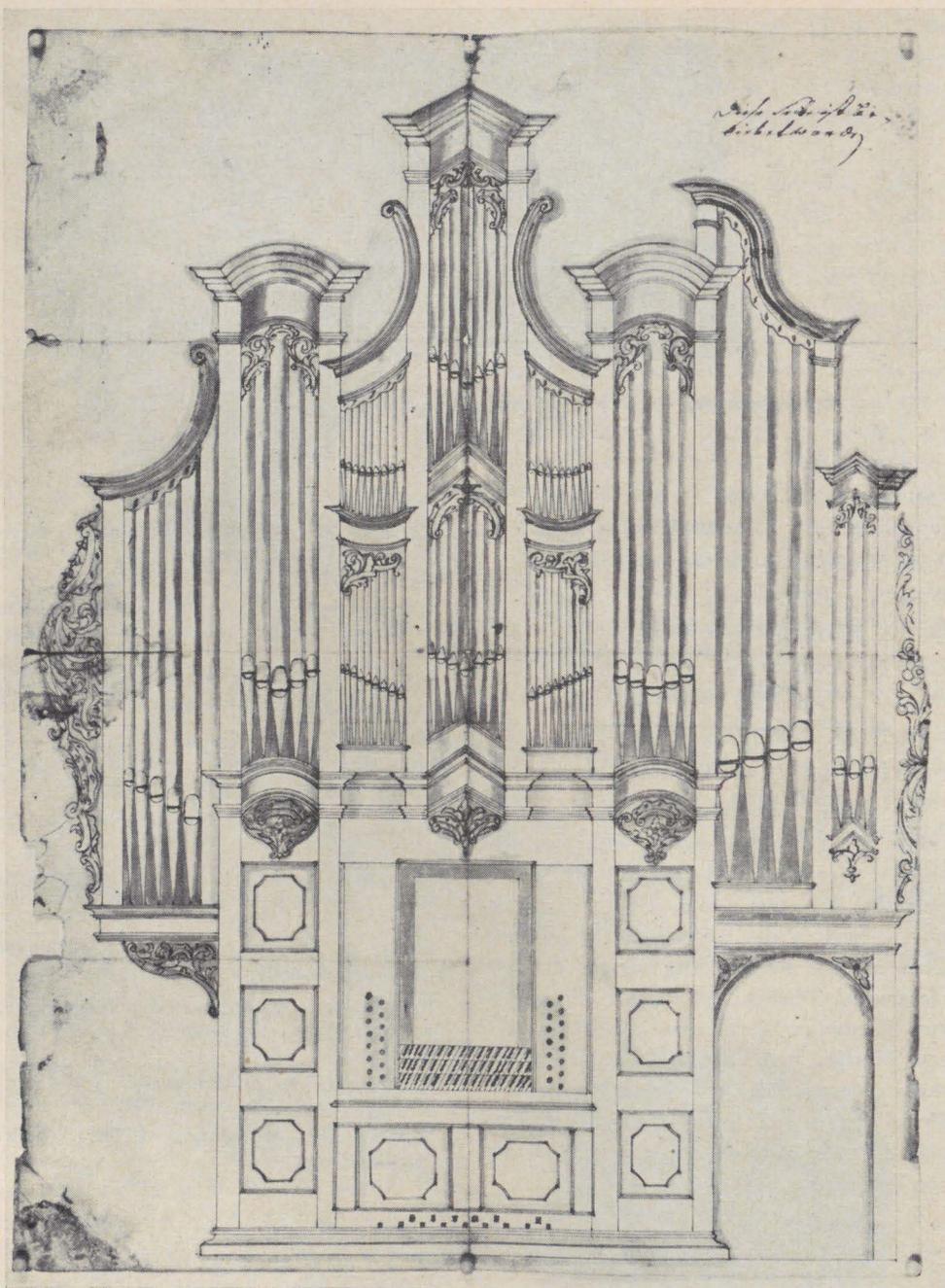
Müller, O. A., „Hohwölfl“, Obd. Zeitschrift für Volkskunde, 1929, S. 16 ff.

Reichwein, W., „Altgermanische Verehrung v. Wassergottheiten am Neckar“ Bad. Heimat, 1961, Heft 1.

Weiner, Piroška, „Geschnitzte Gebäckformen in Ungarn“, Budapest, 1964.

Wolfram, R., „Mitteilungen d. Ges. f. Salzburger Landeskunde“, 1952.

Wrede, A., „Deutsche Volkskunde“, 1936.



*Evgl. Stadtkirche Durlach: Orgelprospekt (1755)*

# Die Orgel in der evangelischen Stadtkirche Karlsruhe-Durlach

Von Ernst Schneider, Karlsruhe

Über die heutige Orgel in der evangelischen Stadtkirche in Karlsruhe-Durlach und deren Erbauer, Joh. Philipp und Joh. Heinrich Stumm, ist im Schrifttum öfters gehandelt worden. Kurze Hinweise gibt Karl Gustav *Fecht* in seiner „Geschichte der Stadt Durlach“ (Heidelberg 1869, S. 276 f.). Mit einem noch kürzeren Hinweis begnügen sich „Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Karlsruhe Land“, bearbeitet von Emil *Lacroix*, Peter *Hirschfeld* und Wilhelm *Paeseler* (Karlsruhe 1937, S. 63). Einzelangaben sind auch der „Festschrift zum 250jährigen Bestehen der Evangelischen Stadtkirche in Karlsruhe-Durlach“ (1950, S. 6—9) von Andreas *Schühle* zu entnehmen. Mit der Orgelbauerfamilie *Stumm* aus Rhaunen-Sulzbach hat sich Franz *Bösken* in einer eingehenden, sorgfältigen Untersuchung befaßt: „Die Orgelbauerfamilie Stumm aus Rhaunen-Sulzbach und ihr Werk. Ein Beitrag zur Geschichte des Orgelbaus am Mittelrhein“. (In: Mainzer Zeitschrift, Mittelrheinisches Jahrbuch für Archäologie, Kunst und Geschichte, Jg. 55, 1960). Darin ist die Durlacher Orgel (S. 65 f.) beschrieben und auf Tafel 10 abgebildet. Über deren Erbauer, Joh. Philipp *Stumm* (1705—1779) und Joh. Heinrich *Stumm* (1715?—1788), handelt *Bösken* (S. 4 f.).

Angesichts der Bedeutung dieser Orgel im Gesamtwerk der Familie *Stumm* ist es gerechtfertigt, zur Geschichte dieser Orgel aus bisher unbeachtet gebliebenen Quellen nicht bekannte Einzelheiten mitzuteilen. Vornehmlich in Betracht kommen die im Stadtarchiv Karlsruhe verwahrten Durlacher Ratsprotokolle und Stadtrechnungen (Bürgermeisterrechnungen), aus einzelnen Akten des Generallandesarchivs (136/848-850) und des Stadtarchivs Karlsruhe (Durlach A 1526-1527).

Nicht veröffentlicht wurde bislang der Vertrag, der am 28. Juli 1755 zwischen der Stadt Durlach und den Orgelbauern *Stumm* abgeschlossen wurde. Der Originalvertrag ist als Beilage Nr. 252 in der Bürgermeisterrechnung von 1759 enthalten und hat folgenden Wortlaut:

„Zu wissen seye hiermit, daß bei heutiger Raths-Session zwischen Burgermeister, Gericht und Rath, nahmens allhiesig gemeiner Stadt, an einem, sodann Herren Johann Philipp und Johann Heinrich Stummen zu Rhaunen-Sulzbach am andern Theil, wegen Errichtung eines neuen Orgelwercks in der allhiesigen Stadtkirche folgender Accord geschlossen und abgehandelt worden: Es versprechen nemlich 1) gedachte Herren Stummen berührtes Orgelwerck nach anliegendem Riß und Disposition vollkommen neu, auch dauer- und meisterhaft herzustellen, und 2) zu denen im Gesicht stehenden Pfeifen nicht weiter als 5 Pfd. Blei zu 100 Pfd. Zinn zu nehmen, die innwendige Pfeifen aber halb von Zinn und halb von Blei zu verfertigen, auch 3) die Clavier, welche müssen gekuppelt und losgemacht werden können, von schwarzem Ebenholtz zu machen und mit Helfenbein zu bedecken. 4) Sollen die Stefzen und der Drath, womit die Abstrackte angehenckt werden, von Mößing seyn und 5) das zweite Clavier über das Hauptwerck nicht weniger, auch 6) das Pedal an solches gesetzt und auf beeden Seiten, auch die Octav 8 Fuß Thon vornen ins Gesicht gestellet, ingleichen 7) die Pfeifen im mittlern Thurn mit aufgeworfenen Mäulern gefertiget, übrigens aber 8) das Gehäus von gutem eichenem Holtz und sauberen Auszierungen, auch 9) vier große Bälge hergestellt und diese dergestalten eingerichtet werden, daß selbige genugsamen Wind fournieren. Vor dieses gantze Orgelwerck wurde 10) von gemeiner Stadt denen

Herren Stummen Zwei Tausend Vierhundert Gulden dergestalten versprochen, daß gleich nach Errichtung dieses Accords denenselben Dreihundert Gulden und à Dato an über ein Jahr Siebenhundert Gulden, bei Stellung des Wercks wiederum Siebenhundert Gulden, sodann nach Verlauf eines Jahrs der Rest mit 700 fl bezahlt, das Werck aber auf der Stadt Costen anhero geliefert, nicht weniger auch von dieser die Costen, die Anschlagung derer Thüren und Feststellung des Wercks betreffend, übernommen, ihnen auch bei Aufrichtung des Wercks freie Zehrung und Logis gegeben werden sollen. Hiernächst ist auch mehrerwehnten Herren Stummen ein Echo, welches zu vorstehendem Orgelwerk zu verfertigen und in folgendem besteht, nemlich 1) Gedackt, 8 Fuß, 2) Flöthe, 4 Fuß, 3) Octav, 2 Fuß, 4) Quint, 1½ Fuß, 5) Principal, 4 Fuß, 6) Vox humana, 8 Fuß, 7) Solicional, 2 Fuß, vor zweyhundert Gulden veraccordiret, und denenselben versprochen worden, bei Stellung des Wercks die Helfte, und die andere Helfte ein Jahr darnach baar abzutragen.

Deßen zu wahrer Urkund auch steter Festhaltung ist gegenwärtiger Accord in duplo ausgefertigt und das einte Exemplar davon unter aufgedrucktem größeren Stadt Innsiegel denen Herren Stummen eingehändigt, das andere aber von denenselben eigenhändig unterschrieben, besiegelt und sofort bei dem hiesigen Bürgermeister Amt verwahrlich aufbehalten worden. So geschehen Durlach den 28ten Julii 1755“.

(Es folgen die eigenhändigen Unterschriften der Orgelmacher Joh. Philipp und Joh. Heinrich Stumm, mit deren Petschaftssiegel, einen Anker darstellend).

Diesem Vertrag, der unterm 15. 8. 1755 von Markgraf Karl Friedrich genehmigt wurde, sind die unter Punkt 1 genannten Anlagen, ein Riß und die Disposition, nicht angeschlossen. Der hier abgebildete Riß findet sich ebenso wie eine Abschrift der Disposition in den Akten (Stadtarchiv Karlsruhe;

Bestand Durlach A 1526). Die Disposition hat bereits *Bösken* (S. 65) veröffentlicht und kann hier wegbleiben.

*Bösken* bemerkt (S. 65), daß anscheinend eine *Vox angelica* nachträglich geliefert wurde. Er bezieht sich auf eine Stelle bei Ernst Ludwig *Deimling* („Beschreibung des Orgelbaues“. Offenbach 1812, S. 70). Nähere Angaben über Änderungen bzw. Ergänzungen am Orgelwerk, also auch über die *Vox angelica*, sind der Beilage Nr. 254 der Rechnung vom Jahre 1759 zu entnehmen. Sie sind von *Stumm* geschrieben, jedoch ohne Unterschrift und Datum. Von der Stadt Durlach wurde beantragt, daß „anstatt 8 Fuß im Pedal ins Gesicht 16 Fuß könnte gestellt werden, worauf wir sodan die Veränderung vorgenommen undt vom untersten F. an die 16füßige Pfeifen ins Gesicht gestellt. Da dann bey solcher Veränderung es nicht nur allain die Pfeifen betrifft, sondern das Gehäus zum Pedal undt Windenladen nebst Zirathen nach dem Pfeifenwerk sich richten müssen, als haben vor beschriebene Arbeydt nach genauer Überlegung vor 300 fl in Anschlag bracht“.

An weiteren Arbeiten über den Vertrag hinaus wurden durchgeführt: „Cis. und D. in allen Claviren durch alle Pfeifen. Alsdann von Registern: 1) Ein Cornet 5 Pfeifen auf jedem Thon, 2) *Vox angelica*, 3) Cornet Baß im Pedal, 4) Trompete im Echo“. Für diese zusätzlichen Arbeiten haben die Brüder *Stumm* 411 fl gefordert. Diese Summe erschien dem Durlacher Rat zu hoch. In einem Protokoll vom 10. 1. 1759 (Beilage Nr. 255 der Rechnung von 1759) kam diese Forderung zur Sprache. Nach langem Hin und Her einigte man sich darauf, daß die Brüder *Stumm* „vor all und jede an dem Werck über den Accord gefertigte Arbeit 315 fl nehmen und damit zufrieden seyn wollen“.

Mehrere Einträge geben Aufschluß über den Transport und die Aufstellung der Orgel und die dadurch entstandenen Kosten. Auf

verschiedene Briefe, die der Durlacher Rat an die Brüder *Stumm* geschickt hat, ist keine Antwort erfolgt. Laut Ratsprotokoll vom 21. 11. 1757 hat man den Zollinspektor *Ritter* nach Rhaunen-Sulzbach geschickt, der sich nach dem Stand der Orgelarbeit erkundigen sollte. An Ausgaben entstanden 25 fl.

Aus dem Ratsprotokoll vom 28. 8. 1758 erfahren wir, daß die Brüder *Stumm* die Stadt Durlach über die Fertigstellung der Orgel unterrichtet haben. Für den Transport waren 6—7, mit 4 Pferden bespannte Wagen erforderlich. Den Fuhrleuten, die sich dazu bereitklärten, wurden 280 fl Fuhrlohn versprochen und zwar dergestalt, daß sie sich selbst unterwegs verpflegen sollten, während Zoll, Weg-, Brücken- und Fahr geld von der Stadt übernommen wurden.

Der Rechnung von 1758 ist zu entnehmen, daß die Orgelmacher *Stumm* am 30. 10. 1758 mit ihren 5 Leuten mit der Aufrichtung des Orgelwerkes begonnen und bis zum 12. 1. 1759, also 74 Tage, daran gearbeitet haben. An Ausgaben für Verpflegung und Übernachtung entstanden 316 fl 30 kr Unkosten. In der Zeit vom 6. 11. 1758 bis 12. 1. 1759 wurden für 129 fl 26 kr an Wein ausgegeben, und zwar an die Brüder *Stumm*, ferner an 30, bei den Proben der Einweihungsmusik mitwirkenden Personen und an 42 Personen, die an der Einweihungsfeierlichkeit teilgenommen haben. Diesen wurde auch eine Mahlzeit gegeben.

Nach Abschluß der Orgelaufstellung hat Kapellmeister J. M. *Molter* folgendes, als Beilage Nr. 253 in der Rechnung von 1759 enthaltenes Zeugnis ausgestellt: „Unterzogener hat auf Ersuchen des Durlacher Stadt Magistrats dato die von denen Orgelmacher Herren *Stumm* in die dasige Stadtkirche gefertigte neue Orgel beaugenscheiniget und bey der genauesten innerlichen und äußerlichen Examination samtllicher Register er-

funden, daß das Werck schön, gut und durchgehends untadelhaft hergestellt seye. Wannhero ich ohnermangle, zu Steuer der Wahrheit gegenwärtiges Gezeugnüß hierüber zu ertheilen. Durlach den 10ten Januarii 1759“. (Es folgt die eigenhändige Unterschrift von J. M. *Molter*).

Für die Orgeleinweihung, die am 1. Sonntag nach Epiphanie 1759 stattfand, an der Markgraf Karl Friedrich und sein Bruder Ludwig Wilhelm teilnahmen und Stadtpfarrer Posselt die Festpredigt hielt, hat *Molter* die Musik komponiert und aufgeführt. Für seine Bemühungen um die Aufstellung der Orgel erhielt er eine Douceur von 30 fl. Die fürstliche Kapelle, die die Musik zur Orgeleinweihung aufführte, wurde mit 60 fl bedacht. Im Ratsprotokoll vom 8. 1. 1759 heißt es: „Nachdeme der H. Capellmeister *Molter* bisher, so lange die Orgelmacher *Stumm* mit Aufstellung der neuen Orgel in der hiesigen Stadt Kirche beschäftigt gewesen, sich mehrmalen zu Fus anhero bemühet, und nach dem Werck gesehen, auch die Music zur Einweihung gedachter Orgel componirt und aufgeföhret, so wurde resolvirt, demselben dieserwegen eine Douceur von 30 fl, der Cappell aber, welche bey dieser Music gebraucht worden, 12 Dukaten oder 60 fl aus der Stadt Cassa bezahlen zu lassen . . .“

Für diese Orgeleinweihung ließ die Stadt Durlach Musiktexte drucken. Die Rechnung der Heldischen Buchdruckerei in Karlsruhe über 6 fl 30 Kr „vor Druckung eines Music-Textes bey Gelegenheit der Einweihung der neuen Orgel in Durlach, 1 Bogen stark, 1100 Auflage“ ist als Beilage Nr. 246 in der Rechnung von 1759 enthalten.

Die Gesamtabrechnung mit den Brüdern *Stumm* vermittelt folgende Übersicht (Beilage Nr. 256 der Rechnung von 1759):

„Der unterm 28. Juli 1755 mit den Brüdern Stumm getroffene Akkord belehrt, daß ihnen für das Werk zugesagt worden ist,	2400 fl
für das Echo	200 fl
Nach dato getroffener Übereinkunft gebührt den Brüdern Stumm wegen der über den Akkord gefertigten Stücke	315 fl
Für Fuhrlohn von Mannheim bis nach Hause	50 fl
Ersatz des Zollgeldes, das beim Transport des Orgelwerks bezahlt wurde	12 fl 32 Kr
Nachtragszahlung an die Rhaunen-Sulzbacher Fuhrleute, die die Orgel hergeführt haben	19 fl 15 Kr
Trinkgeld für die drei Söhne Stumms	15 fl
	<hr/>
	3011 fl 47 Kr

Davon wurden bezahlt:

bei Errichtung des Akkords unterm 28. 7. 1755	300 fl
in der 1756er Herbstmesse	700 fl
Dato wieder bar	1011 fl 47 Kr

Es verbleibt den Herren Stumm eine Forderung von 1000 fl, die nach dem Vertrag in einem Jahr bezahlt werden“.

Die Abrechnung trägt das Datum vom 10. 1. 1759 und ist von den Brüdern Stumm unterschrieben.

Zu einzelnen Posten ist ergänzend zu bemerken: Die Heimreise der Brüder Stumm mußte vertraglich von der Stadt Durlach bezahlt werden. Sie wurden unentgeltlich nach Mannheim geführt und erhielten für den weiteren Weg noch 50 fl ausbezahlt. Für den Transport der Orgel sind an den pfälzischen Zollstätten 12 fl 32 Kr Unkosten ent-

standen, die von der Stadt ersetzt wurden. Die vorgezeigten Zollzeichen wurden an die Stumm zurückgegeben, damit sie bei der Rückfahrt diese vorweisen könnten.

Die Rhaunen-Sulzbacher Fuhrleute, die die Orgel nach Durlach geführt haben, hätten einen solch niedrigen Fuhrlohn erhalten, daß sie sich bei der Abfahrt von Durlach beschwert und die Brüder Stumm gebeten haben, beim Durlacher Magistrat um eine Entschädigung anzuhalten. Da nun jeder dieser Fuhrleute nur 30 fl vom Wagen gehabt, die Durlacher Fuhrleute hingegen 40 fl vom Wagen erhalten haben, so wurde beschlossen, diesen Fuhrleuten zusammen 19 fl 15 Kr zukommen zu lassen (Beilage Nr. 255 der 1759er Rechnung).

Nicht enthalten ist in dieser Abrechnung der ebenfalls 1759 bezahlte Betrag von 227 fl 30 Kr als Fuhrlohn für die 7 Fuhrleute einschließlich Weg- und Brückengeld.

Über die Tätigkeit der Brüder *Stumm* in Durlach nach 1759 ließen sich zwei Einträge feststellen, und zwar zunächst das Ratsprotokoll vom 14. 12. 1761, worin es heißt: „Nachdem sich beyde Orgelmacher Stummen, welche vor etlichen Jahren die neue Orgel in der hiesigen Stadtkirche gefertigt, endlich wiederum hier eingefunden, sothane Orgel durchgangen, gestimmt, und, wie der Organist Geyer nach der Anlage verificiret, durchgehends in gehörigen Stand gestellt, so sind denenselben 500 fl ausbezahlt und sie damit völlig abgefertiget worden“. Im Ratsprotokoll vom 30. 8. 1762 ist vermerkt, daß den Brüdern Stumm 50 fl für die Heimreise gegeben wurden. In späteren Jahren erfolgten Orgelreparaturen durch die in Durlach ansässig gewordenen Orgelbauer Joh. Heinrich *Stein* und nach dessen Tode durch Georg Markus *Stein*.

Erwähnenswert sind schließlich Ausgaben an Handwerker für geleistete Arbeiten zum Orgelbau. Beilage Nr. 142 der Rechnung von 1758 enthält eine Ausgabe von 70 fl 48 Kr an den Schreiner Sigmund Lorenz Wachfel-

der für folgende Arbeiten: „Erstlich, Anno 1755, mit denen Orgelmacher 3 halbe Tag in der Kirchen den Platz zu der Orgel ausgemessen und 3 Richtscheiter darzu gemacht, eins von 16 Schuh, eins von 10 und das dritte von 5 Schuh. Ferner den 30. Octobris Ao 1758 an der Orgel anfangen zu arbeiten von Früh 5 Uhr an, bis Abends 7 Uhr, der Meister und ein Gesell, vor ein 32 Kr“. Nach der Rechnung hat die Arbeit bis zum 22. Januar 1759 gedauert. Nach der Beilage Nr. 158 der 1758er Rechnung wurden an den Schlosser Jonathan Henninger 40 Kr für die Anfertigung von zwei französischen Schlüsseln zum Orgelverschlagn bezahlt.

Die Beilage Nr. 166 der Rechnung von 1758 bildet eine detaillierte Rechnung des Schlossers Joh. Christoph Heuberger über 150 fl für die zum Orgelbau ausgeführten Schlosserarbeiten. In etwas verkürzter Form seien diese handwerkstechnisch bemerkenswerten Arbeitsvorgänge wiedergegeben: 81 neue, große, starke Holzschrauben von verschiedener Größe gemacht, alle sauber weiß gefeilt. 12 neue Bankeisen gemacht, ferner 6 neue Falleisen, zu jedem einen neuen Haken, ein Bunteisen zum Durchschlagen der Zapfen. Einen neuen starken Schraubenzieher gemacht, 2 Schuh lang, vorne stahlgeschweißt, oben ein neues Kreuz. Ein neues großes Eisen gemacht, 2 Schuh lang, vorne mit einem Kolben zum Ausbrennen der Pfeifenlöcher. 4 neue Eisen gemacht, jedes 1 Schuh lang, vorne mit einem flachen Loch und einem runden Köpfchen, hinten mit einem verdickten Steft.

4 neue, starke, dicke Walzen gemacht, in der Mitte ein viereckiges versenktes Loch samt einem starken Nagel, 1 Schuh lang; an jeder Walze auf beiden Seiten bunte Zapfen daran gefeilt. Einen neuen Gerbstahl gemacht und einen alten frisch abgezogen. 8 neue, starke, runde Schließnägeln gemacht, mit großen, runden Köpfen samt einem flachen Schließloch und 8 neue doppelte Schließen,

alles sauber weiß gefeilt. Mehr ein neues, großes, starkes Eisen gemacht, 7 Schuh lang, unten und oben mit einem doppelten Kreuzband die Orgel an den Kirchpfosten festgemacht.

An der Orgel 2 neue, große Eichentüren beschlagen, zu jeder 2 neue, starke, doppelte französische Fischbänder mit gedrehten Knöpfen und 12 versenkten Steften sowie ein neues, französisches Schloß mit 2 Schließen, 4 neue Holzschrauben und einen neuen durchbrochenen Schild angeschlagen. Ingleichen die beiden hinteren Türen beschlagen. An die untere Schiebetüre ein neues französisches Schließle gemacht.

2 neue, große, doppelte Eisen gemacht, an jedes vorne, wo die Druckstange liegt, eine runde Halsung, hinten an die Eisen 4 Lappen mit Schwalbenschwänzen. Mehr zu den großen Pfeifen 10 Stefte spitzig gefeilt, oben rund. 6 neue Türen beschlagen. 2 neue Hohlisen gemacht, vorne stahlgeschweißt und weiß gefeilt. Ein neues Züngle zum Stimmen gemacht. Zum Pult am Klavier 2 neue Zapfenbänder gemacht sowie 2 neue auf die Seiten, vorne mit einer neuen Sperrfeder samt Schließhaken.

An dem Klavier vorne an der Orgel 2 neue Eichentüren mit Messing beschlagen, 8 neue auf Setzband gemacht mit 8 neuen, gedrehten Knöpfen, 16 neuen, versenkten Holzschrauben und 32 neuen Messingsteften, ein neues, französisches Schloß mit 2 Riegeln und 1½ Touren samt Zuhaltung, 2 neue Messingschilder samt 8 Messingsteften, alles gestochen. Zum Pult über dem Klavier einen neuen Riegel auf dem Blech mit Feder samt Schließblech gemacht. Zu den 2 hölzernen Gattern auf der oberen Borkirche 4 neue Bankeisen gemacht, ebenso zum Verschlagn an den Windbälgen. Zum Festmachen der Rahmenschenkel in der Mauer wurden 11 neue, starke Haken gemacht, die Spitzen ½ Schuh lang, die Lappen 3 Zoll lang. Zum Verschlagn zu den 5 langen Türen wurden 15 neue,

starke, doppelte, geschweißte und zusammengefeilte Gewerbebänder gemacht. Zu den 5 Türen wurden 2 neue, schwarze, französische Schlösser gemacht. Zum Rahmenschenkel unter der Druckstange an den Windbälgen wurde ein Eisen mit 2 Spitzen gemacht, vorne zum Schließen einen neuen Schlempen mit einem Gewerbeband.

Nach dem Ratsprotokoll vom 19. 3. 1759 wurde die Anfertigung neuer Gitter auf der Orgel samt dazugehörigen Ausschweifungen, auch von 12 Anhangsitzen dem Schreiner Hauri für 30 fl dergestalten verakkordiert, daß er das erforderliche Holz auf seine Kosten anschaffen sollte.

Mit der Aufstellung der neuen Orgel galt die Sorge des Rates, einen fähigen Organisten zu finden. Er soll, wie im Ratsprotokoll vom 30. 10. 1758 zu lesen ist, nicht nur die Orgel schlagen und spielen können, sondern auch im Stande sein, leichte Defekte an der neuen Orgel zu beheben. Der Rat beschloß, Joh. Georg Geyer in Karlsruhe in Dienste zu nehmen, der „als ein hierzu tüchtiges Subjectum durch angeschlossenes Attestat von dem Herrn Capellmeister Molter zu Karlsruhe recommendiret wird“.

Dieses Zeugnis *Molters* ist als Beilage Nr. 51 des 1758er Ratsprotokolls erhalten und verdient hier wiedergegeben zu werden: „Demnach ich ein tentamen in Musicis mit dem allhiesigen Schul Candidaten, Hrn. Joh. Georg Geyer, vorgenommen, habe gefunden, daß er in Musica modulataria gute Wissenschaften erlanget, so daß er einen geschickten Organisten abgeben kan. Er hat auch einige Erkenntnis in der Melopoeja, und solte er sich hierinnen ferner weit üben, so würde es ihm an einer guten Geschicklichkeit auch nicht fehlen, woraus er einen ziehml. Nutzen dereinst schöpfen kan. Dieses habe auf ansuchen des Hrn. Geyers bestmöglichst attestiren wollen, Karlsruhe d. 26<sup>t</sup> octobr. 1758. J. M. Molter“.

Über die Tätigkeit *Geyers*, der bis 1802 das Amt des Durlacher Stadtorganisten be-

kleidete, fanden sich in den Ratsprotokollen folgende Einträge.

Ratsprotokoll vom 17. 9. 1759: „Auf die von dem Stadt Organisten Geyer dahier mit der Anlage gemachte Vorstellung wurde resolviret, vor die Stadt zum Gebrauch bey denen Kirchen Musiquen 2 Violinen erkaufen zu lassen“. Im Schreiben Geyers vom 10. 9. 1759 (Ratsprotokoll 1759, Beilage Nr. 40) heißt es: „Bis anhero haben wir die Music mit entlehnten oder aber mit solchen Instrumenten exequiret, die die Carlsruher Hof Musici mit großer Unbequemlichkeit und Gefahr, solche zu ruinieren, mit hieher gebracht haben“. Geyer bittet um die Anschaffung dieser 2 Violinen und versichert, daß diese nicht das Schicksal „derer Kieferischen, welche bey Tänzen ruiniret worden, zu gewarten haben...“

Ratsprotokoll vom 7. 1. 1760: Dem Stadtorganisten Geyer wurde für die 1759 komponierte Kirchenmusik, „so in einem gantzen Jahrgang bestehet“, eine Douceur von 2 neuen Louisdor oder 22 fl bewilligt.

Ratsprotokoll vom 22. 12. 1760: Da der Stadtorganist Geyer sich besonders wegen der Kirchenmusik viele Mühe gemacht hat, wurde seine Besoldung auf jährlich 10 fl in Geld, 1 Malter Roggen, 2 Malter Dinkel, 1 Ohm Wein erhöht.

Ratsprotokoll vom 18. 1. 1768: Der zwischen dem Stadtorganisten Geyer und dem Orgelmacher Stein geschlossene Akkord über die Beschaffung von einem Paar neuer Pauken für 41 fl wurde genehmigt.

Ratsprotokoll vom 17. 5. 1773: Geyer wurde für seine besonders komponierte Passionsmusik eine Belohnung von 3 Konventionstalern ausgesetzt.

Der Rechnung von 1778 entnehmen wir, daß Geyer, der seit 19 Jahren als Organist in Durlach tätig ist, eine besser bezahlte Stelle als Organist und Lehrer in Gochsheim in Aussicht habe. Der Rat konnte ihn bewegen zu bleiben, erhöhte seine Besoldung und verlieh ihm das Bürgerrecht.

# Das Endinger Chörlein im Freiburger Münster

Von Karl Kurrus, Freiburg i. Fr.

Das Freiburger Münster ist neben seiner sakralen Bedeutung nicht nur ein Werk hoher Baukunst, es ist auch ein mannigfacher Zeuge besonderer Art für die zur Geschichte gewordenen Jahrhunderte unserer Heimat.

Etwas 1325 wurde in der Nordostecke des Münster-Querschiffes, zwischen der St. Peter- und Pauls-Kapelle und der Alexanderkapelle, im romanischen Bauteil ein gotisches Fenster eingefügt. Der Anlaß zur Stiftung dieses Fensters und die Darstellungen seiner Glasmalerei brachten dieser stillen Ecke im Freiburger Münster, hinter dem linksgestellten Teil des Lettners, den Namen „Endinger Chörlein“ (Abb. 1).

Das gotische Fenster (Abb. 2), im Verhältnis zu den Ausmaßen des Münsters klein und bescheiden, mißt in seiner lichten Höhe 1,90 m, in der lichten Breite 0,90 m. In dem aus Sandstein gehauenen Maßwerk sind verbleite Glasmalereien, die zu Anfang des 14. Jahrhunderts gefertigt wurden<sup>1)</sup>. Das im Spitzbogen befindliche Rundfeld zeigt fünf rote Rosen mit je fünf Kelchblättern und gelber Umrandung. Darunter ist das Fenster in zwei Felder längs aufgeteilt. Die Darstellungen in den Längsbahnen verdienen im Rahmen unserer Betrachtung besondere Aufmerksamkeit. Die linke Fensterseite zeigt den Apostel Thomas, vorwiegend in den Farben gelb/violett; die rechte den Apostel Matthias, vorwiegend rot/grün. Ein Schriftband, jeweils über dem Kopf der ganzkörperlichen Darstellung macht dies kenntlich. Die Figuren sind in Gestalt und Farbe sehr wirkungsvoll.

Etwas ein Drittel der halbierten Fensterteile zeigen je ein Wappen der Herren von Endingen. Auf beiden Seiten sehen wir auf dem schräg eingelegten Schild das Wappenbild: im höheren Feld des horizontal ge-

teilten Schildes den oberen Teil eines aufrechten Löwen (rot); spitzer Kopf, muskulöser Körper, wuchtige Pranken und gebogener Schweif. Das untere, spitz auslaufende Feld des Schildes zeigt ein feingliedriges, symmetrisches Pflanzenornament (blau). Über den eigentlichen Wappenschildern sind Ausschmückungen, die der Unterscheidung zwischen den Personen oder Familien innerhalb des Geschlechtes, das das Wappen führt, dienen.

Auf der linken Fensterseite sehen wir über dem Wappenschild einen Helm (blau), darüber einen Teil der Helmdecke. Als oberen Abschluß des Gesamt-Wappenbildes (Abb. 3) zeigt sich ein wachsender Adler (schwarz), der als das aus einem Lehensverhältnis abgeleitete Helmzeichen des Ritters Thomas von Endingen zu deuten ist. Die rechte Fensterseite zeigt über dem Wappenschild den Helm (blau) und unmittelbar darüber den Löwen (rot). Der Löwe trägt in dieser Gestaltung vom Rücken bis über den Kopf hinweg einen Kamm aus Pfauenfedern (schwarz). Es ist nicht bekannt, welcher Person aus dem Geschlecht derer von Endingen dieses Wappenbild zuzuschreiben ist (Abb. 4).

Anlässlich dieser Ausführungen über das Wappen der Herren von Endingen darf ich über einen Fund in den Kunstsammlungen der Veste Coburg (1966) berichten. Auf der Suche nach dem von Werner Noack in der „Badischen Heimat“ abgebildeten Scheibenriß von Hans Weiditz<sup>2)</sup> fand sich ein Scheibenriß mit dem Wappen des Hans Rudolf von Endingen (Abb. 5). Ob wir ganz sicher sein dürfen, daß es sich um eine Arbeit von Hans Baldung Grien handelt? Wenn das Signum auf dem „Straßburger Scheibenriß“ echt ist, ja. Jedenfalls ist es eine imposante, bis ins Detail feine Darstellung des Wappens einschließlich der Frauengestalt



Abb. 1 „Endinger Chörle“ im Freiburger Münster; Fenster um 1325  
phot. K. Kurrus

und der kunstvoll geschmückten Säule, wie sie mit der Kunst der Glasmalerei hätte ausgeführt werden sollen. Es darf noch darauf hingewiesen werden, daß Fritz Geiges einen Scheibenriß von Hans Baldung gezeigt hat<sup>3)</sup>, der sich im wesentlichen mit der neu gefundenen Darstellung deckt, in seiner Gesamtheit aber nicht ganz an diese feine Arbeit heranreicht.

Nun aber wieder zurück zu unserem Endinger Chörlein. Unmittelbar unter dem beschriebenen Fenster stehen jetzt drei kleine

Kirchenbänke. In früherer Zeit, um 1500 noch erwähnt, war hier ein Sankt-Thomas-Altar. Eine spätgotische in Holz geschnitzte Veronika- und eine Antonius-Statue sind heute im stillen Raum des „Chörleins“, wo der Lichtschein durch die farbigen Fenster den andächtigen oder interessierten Besucher trifft.

Nach der Beschreibung des Fensters soll nun über den Grund seiner Entstehung berichtet werden<sup>4)</sup>. Die Ursache zur Stiftung des Fensters war ein Streit, welcher um 1320

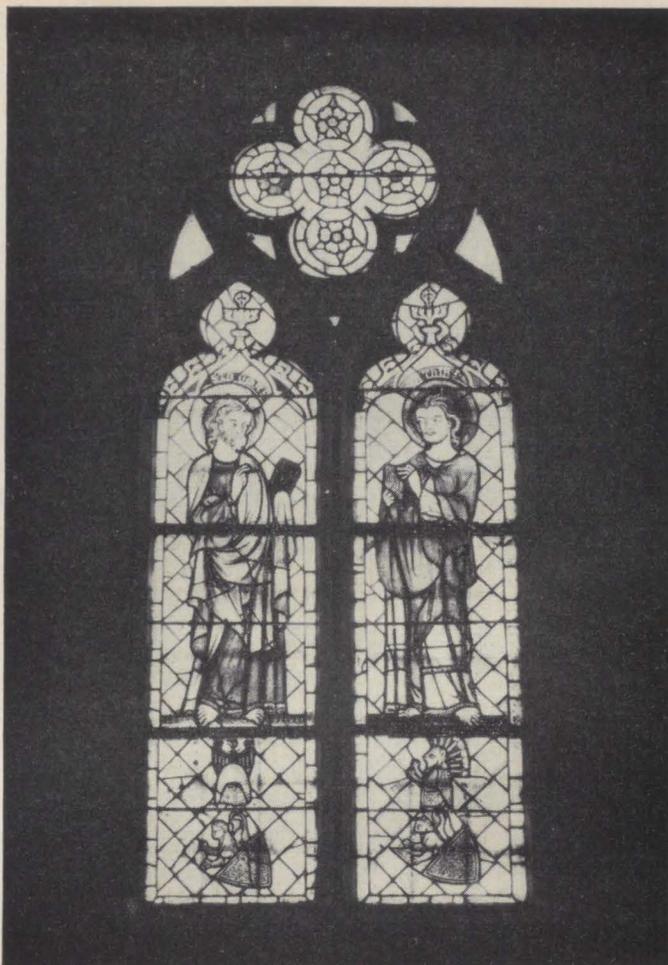


Abb. 2 Glasfenster mit Darstellung der Apostel Thomas und Matthias sowie Wappen der Herren von Endingen phot. K. Kurrus

wegen der Vogtei des Dorfes Bickensohl zwischen den Brüdern Burkhart III. sowie Gebhard von Üsenberg und den Herren von Endingen entstanden war<sup>5</sup>).

Im Verlaufe der Auseinandersetzung erstürmten 1321 die Üsenberger zusammen mit den Bürgern von Endingen die Koli-burg, nordwestlich des Katharinenberges, welche der Sitz der Herren von Endingen war. Die Burg wurde völlig zerstört und drei Angehörige des Geschlechtes der Herren

von Endingen sind erschlagen und den Flammen der brennenden Burg überlassen worden<sup>6</sup>). Es waren dies Ritter Thomas von Endingen, der ein Sohn des verstorbenen Schultheißen Walter von Endingen war und dessen Brüder Edelknecht Johannes und der Schlettstadter Johanniterbruder Walther. Nachdem sich die Streitigkeiten über den ganzen Breisgau erstreckt hatten, wurde durch Vermittlung des Herzogs Leopold von Österreich und des Bischofs von Straßburg



Abb. 3 Detail aus dem Münsterfenster im „Endinger Chörle“; Wappen des Ritters Thomas von Endingen



Abb. 4 Wappen eines der Herren von Endingen (Fenster im Münster zu Freiburg) phot. K. Kurrus

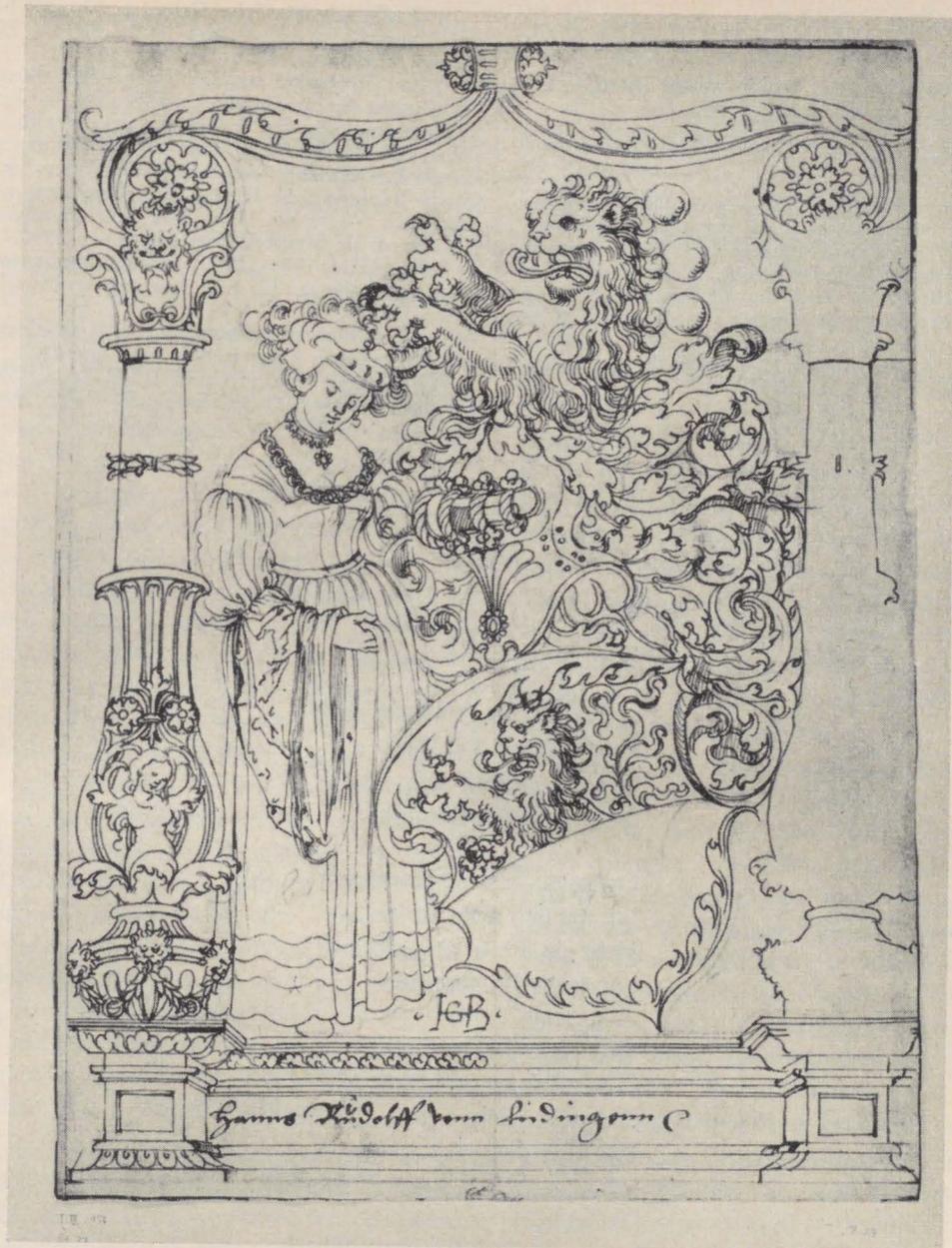
im April 1322 durch einen Schiedsspruch in Kenzingen dem Unfrieden ein Ende gesetzt. Die Üsenberger wurden verpflichtet, neben anderen Auflagen als Sühne für die Bluttat und zum Seelenheil der Erschlagenen drei Messepfünden und ewige Lichter zu stiften. Eine dieser Messepfünden kam in das Freiburger Münster. Vor dem Sankt-Thomas-Altar, der einstmals im Münster stand, brannte ein ewiges Licht. Vor wenigen Jahren hing im Endinger Chörle neben einer Öllampe noch eine Tafel mit der Inschrift: „Die hier hängende Lampe herabzuziehen und Öl in dieselbe einzugießen ist nicht erlaubt. Zur Unterhaltung des Lichtes geopfer-tes Öl bitten wir in der Sakristei abzugeben.“ Die beiden anderen Meßpfünden sind an die Sankt-Nikolaus-Kapelle in Eichstetten und an die Sankt-Katharinen-Kapelle<sup>7)</sup> bei Endingen gekommen.

Es ist einleuchtend und das auf der linken Seite des Fensters im Endinger Chörle abgebildete Wappen spricht dafür, daß die Abbildung des Hl. Thomas dem Gedenken des erschlagenen Ritters Thomas von Endingen zu gelten hat. Die Darstellung des Hl. Mat-

thias ist vermutlich darauf zurückzuführen, daß er der Patron der „Wittib Katharina“, der Witwe des erschlagenen Johannes von Endingen war. Diese war die Tochter des Johannes von Kürneck von Freiburg<sup>8)</sup>, was vielleicht mit dazu beitrug, daß die Stiftung an das Freiburger Münster kam.

Alle Einzelheiten über die Entstehung des noch gut erhaltenen, wenn auch im Laufe der Zeit notwendigerweise restaurierten Münsterfensters können wir nicht mehr ergründen. Es steht aber fest, daß durch die Vorgänge auf der Koliburg im Jahre 1321 und durch die im nachfolgenden Schiedsspruch den Herren von Üsenberg auferlegten Pflichten die Messepfünde in das Freiburger Münster kam. Mit diesem Gedenken an die erschlagenen Herren von Endingen in Gestalt des Fensters ist die Bezeichnung „Endinger Chörlein“ entstanden. Hiermit, insbesondere durch die beiden Wappen, wird ein Stück alter Geschichte erhalten und augenfällig.

In dem heimeligen Eckchen des Freiburger Münsters werden wir erinnert an vergangene Jahrhunderte, an zerstörte Burgen und aus-



*Straßburger Scheibenriß aus den Kunstsammlungen der Veste Coburg: Wappen des Hans Rudolf von Endingen (Hans Baldung Grien)*

phot. K. Kurrus

gestorbene Geschlechter, aber auch an Begriffe, die alle Menschengenerationen beschäftigten und wohl weiter beschäftigten werden, an Schuld und Sühne.

---

<sup>1)</sup> Fritz Geiges (1931—1933 „Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters“, S. 101) hält es in hohem Maße für wahrscheinlich, daß dieselbe Werkstätte o.g. Fenster hergestellt haben wird, die die Fenster der früheren Freiburger Dominikanerkirche gefertigt hat.

<sup>2)</sup> 31. Jahrgang, S. 127 f. „Die Standesscheiben im Endinger Rathaus“.

<sup>3)</sup> Fritz Geiges o.a.O. S. 99.

<sup>4)</sup> Quellenangabe: Fritz Geiges o.a.O. S. 95 f.; H. Maurer; Schau-ins-Land 1879, S. 3 f.; H. Flamm, Freiburger Münsterblätter 1911.

<sup>5)</sup> Die Üsenberger standen denen von Falkenstein gegen die Herren von Endingen bei. — Wir müssen unterscheiden zwischen zwei verschiedenen Geschlechtern: a) Herren von Endingen, lange Zeit Inhaber des Schultheißenamtes der Stadt Endingen; b) Herren von Üsenberg, sie übten als Vögte die Herrschaft über Endingen aus; durch sie Stadtrechtsverleihung um 1290.

<sup>6)</sup> Karl Wild: 1928 „Die Entwicklung Endingens von den Anfängen bis zum Ausgang des Mittelalters“, S. 23.

<sup>7)</sup> Karl Kurrus: 1962 „Die St. Katharinenkapelle auf dem Kaiserstuhl“, S. 13 und 21.

<sup>8)</sup> Freiburger Urkundenbuch, III. Band, S. 153, 23 und Oberbad. Geschlechterbuch, Tafel „von Endingen“ S. 300.

---

## REIFE

Es braucht die Frucht zur Reife  
Sonne, Regen und Wind  
Und alle guten Kräfte,  
Die in den Wurzeln find.

Es braucht ein Menschenleben  
Um tief und wahr zu sein,  
Mehr als sich selbst genügen  
Und mehr als sich allein.

Wer dieses hat erfahren,  
Dem ward der Sinn geschenkt,  
Daß alles wahre Leben  
Zur Reife drängt.

Hans Bahrs

# Das deutsche Volkslied und seine Pflegestätte in Freiburg

Von Waldemar Braun, Baden-Baden,

Aus der Herzmitte des deutschen Volkes ist sein Volkslied herausgewachsen, und mit zäher, unverwüstlicher Lebenskraft ist es tief in der Volksseele verwurzelt. In ihm spiegelt sich die ganze Lebensanschauung, die Lebensweisheit, die Sitten und Gebräuche, Naturverbundenheit und die religiöse Vorstellungswelt unseres Volkes in einmaliger Art. Jakob Grimm, dessen Lebenswerk der Erhaltung volkstümlichen Gutes aus der deutschen Vergangenheit gewidmet war, schreibt: „Die alten Menschen sind größer, reiner und heiliger gewesen als wir, es hat in ihnen und über sie noch der Schein des göttlichen Ausgangs geleuchtet, etwa wie helle, reine Körper noch eine Weile fortleuchten und glänzen, wenn man sie unmittelbar aus dem grellen Sonnenstrahl in dicke Dunkelheit versetzt.“ Und an anderer Stelle: „Die alte Poesie ist unschuldig und weiß von nichts, sie will nicht lehren, d. h. aus dem einzelnen auf alle wirken oder fühlen, d. h. die Betrachtung des weiten Ganzen der Enge des Einzelnen unterstellen.“ Ferner: „Die alte Poesie ist ganz wie die alte Sprache, einfach und nur in sich selber reich.“ Das gilt auch vom Volkslied: „Ein armes Volkslied verhält sich zu einem tüchtigen Meistergesang wie der Herzensglaube des einfachen Pfarrkindes zur Predigt eines gelehrten Theologen.“

Unbekannte Naturdichter ohne literarische Bildung, die allem Unnatürlichen, allem Gekünstelten, allem Gesuchten und Gemachten ebenso wie allem rein Gedanklichen ablehnend gegenüberstanden, waren wohl die ersten Verfasser des Volksliedes. Diese Lieder atmen ansprechende Natürlichkeit, tiefe Symbolik, manchmal in knapper, beinahe versteckter Form und sind ganz der Gefühlswelt, der Denkweise und der schlichten

Sprache des einfachen Menschen angepaßt. „Alles in der Mitte Liegende, Verbindende wird ausgelassen“, sagt Grimm vom Volkslied. „Die Tatsachen werden streng nebeneinander gestellt wie Berge, deren Gipfel bloß beleuchtet sind.“

Neben Liedern unbekannter Naturdichter, die sich durch Überlieferung im Volke erhalten haben, und auch auf diese Weise weitergegeben werden, kennen wir auch Lieder von bekannten Verfassern und Kunstdichtern, die als Volkslieder durch ihre ansprechende Art im Lebenskreis des Volkes Aufnahme gefunden haben. Ich erinnere in diesem Sinne an Goethes „Heidenröslein“, an Eichendorffs: „In einem kühlen Grunde“, an Müllers: „Am Brunnen vor dem Tore“, an Uhlands: „Ich hatt einen Kameraden“ und an Hauffs: „Morgenrot“.

Wenn wir von den Kampfliedern unserer germanischen Vorfahren absehen und von den Bardenliedern, die ihres Volkes Heldentaten besangen, die beide mit Recht als Volkslieder bezeichnet werden können, erscheint das Hildebrandslied, ein Bruchstück der deutschen Heldensage, im Stabreim aus dem 8. Jahrhundert als ältestes Volkslied. Auch unsere großen Volksepen und Helden-sagen: Das Nibelungenlied, Gudrun, „Der arme Heinrich“ von Hartmann von Aue sind aus alten Volksliedern hervorgegangen.

Die Blütezeit des deutschen Volksliedes war die Zeit von 1450 bis 1550. Ein wahrer Liederfrühling war über Deutschland aufgegangen, als die immer mehr selbstbewußte und erstarkende Welt der Bürger und Bauern von den Minnesängern und dem absterbenden Rittertum das deutsche Lied übernahm. „Auf den Schwingen leicht eingängiger Melodien lebte das Volkslied in der mündlichen Überlieferung, immer der

Gefahr ausgesetzt, in Sinn und Wortlaut verändert, — zersungen — zu werden. Gutenbergs Erfindung bannte die leicht und lose in den Gedächtnissen lebenden Gebilde in die Letter. In fliegenden Blättern gingen sie aus, gleich Bienenschwärmen, als Graslidlein, als Gassenhauer und Reuterlidlein, als Bergreihen, als gute alte und neue teutsche Lieder erschienen sie gesammelt, mit oder ohne Noten. Berühmte Komponisten gaben ihnen kunstvolle Weisen, auf die sie zum Teil noch heute gesungen werden.“ („Das kleine Wunderhorn“), Inselverlag, Leipzig, S. 76 f.).

In diese Zeit fallen auch die Volksliedaufzeichnungen aus dem alemannischen Lebensraum beiderseits des Rheines, von denen leider nur zwei Quellen aus dem badischen Teil erhalten blieben. Nach W. Salmen, Freiburg i. Br. war es der aus dem Hegau stammende Mönch Heinrich Otter, der zwischen 1439 und 1442 eine Sammlung von Volksliedern anlegte, die neben Predigten, Gebeten und anderem fünf wertvolle Aufzeichnungen enthielt. Ein Lied, die Ballade „Totenam“ kennzeichnete der Schreiber deutlich als „Purengesang“ (Bauerngesang), was für die damalige Zeit einzig ist. (Hs. St. Blasien 77, jetzt Landesbibliothek Karlsruhe).

Umfangreicher ist die Handschrift, welche zwischen 1413 und 1458 der „erzpriester und dechan der dechanye ze fryburg in brys“ Heinrich Laufenberg zusammenstellte. Es waren über 100 Lieder, darunter einige mit Melodie, die alle aus dem Volks- und Stadtlid entnommen waren, wie diese damals im 15. Jahrhundert im Breisgau gesungen wurden. Ihr Inhalt gibt uns eine Vorstellung wie blühend diese Volksliedlandschaft im südlichen Baden war, als Konrad Witz, Martin Schongauer u. a. ihre farbenreichen Tafelbilder und Kupferstiche schufen. (W. Salmen).

Einen bedauerlichen Rückgang brachte dem an Kulturgut so reichen Volkslied das 16. und 17. Jahrhundert, wo es zur Spielerei und Künstelei herabsank und beinahe ganz der Vergessenheit anheimfiel. Erst Herder war es, der es wieder aus seiner Versunkenheit erweckte. Ihm verdanken wir auch den Namen „Volkslied“ und die Liebe, die es heute in den breitesten Schichten der Bevölkerung genießt. Im Jahre 1778 erschien seine Blütenlese von Volksliedern unter dem Titel: „Volkslieder“. „Volkslied war für Herder im Zenit seines Schaffens jedes Lied bekannten oder unbekanntem Verfassers, das singbar war, besonders ein solches, das von noch unverbildeten Menschen auch wirklich gesungen wurde, wobei es den Charakter dieser Kreise in natürlich-leidenschaftlichem, lebhaft bewegtem Inhalt und einfacher, zum Teil sogar äußerlich unvollkommener Form genau abspiegelte.“ (Beitel: Deutsche Volkskunde).

Durch Herder wurde auch Goethe für das Volkslied begeistert, der besonders im Elsaß „aus den Kehlen der ältesten Müttergens“ Volkslieder sammelte. Es folgten die Romantiker Achim von Arnim und Clemens Brentano, die unter dem Titel „Des Knaben Wunderhorn“ in den Jahren 1806 bis 1808 die erste umfassende Sammlung von Volksliedern herausgaben. Viele verschollene und verschüttete Schätze wurden ans Licht gehoben und dadurch den „Deutschen der wahre Genius ihres Volkes ins Gedächtnis gerufen“ (Görres).

Von Uhland stammt die Sammlung „Alte Hoch- und niederdeutsche Volkslieder.“ In diesem Sinne sei auch an Hoffmann von Fallersleben, Rodues von Liliencron u. a. erinnert. Die Zeit war vorbei, in der das Volkslied wie ein Aschenbrödel ein verborgenes Dasein geführt hatte.

Diese kurze Darstellung der wechselvollen Geschichte des Volksliedes wäre nicht vollständig, wenn wir uns nicht die Frage vor-

legen würden, wie steht unsere heutige Zeit, unsere heutige heranwachsende Jugend, ja, unser ganzes Volk zum Volkslied. Und diese leider nur allzu berechtigte Frage geht nicht nur die Lehrer und Jugenderzieher, sondern auch alle Wander- und Heimatvereine an. Sieht es nicht so aus, als ob bei der Jugend der allein gültige Sport, der Motor, das Kino und Fernsehen alle echten Kulturwerte, und dazu gehört in besonderem Maße das Volkslied, überwuchern und zum Aussterben bringen wollte? Wo wird heute noch ein Volkslied gesungen? Allenfalls in der Schule oder in Vereinen oder in manchen Familienkreisen, die noch von Eltern oder Ureltern her am Volkslied hängen. Ganz zu schweigen vom Versuch, das Volkslied zu „verjazzen“, wie es allen Ernstes von sonst ernst zu nehmenden Musikern versucht wurde. Wollen wir doch nie vergessen, was auch in der heutigen, materiellen Zeit und gerade in dieser allem äußerlichen besonders zugeneigten Zeit das Volkslied uns bedeutet. Ist doch gerade das Volkslied ältestes und wertvollstes Kulturgut. Aus ihm spricht wie vielleicht nirgends sonst die Heimat zu uns, die tiefste Regung unserer Volksseele, es ist der unerschöpfliche Born, aus dem unser Volk Kraft für Leib und Seele gewinnt. Laßt uns doch alle zusammen helfen, ihr echten Freunde der Heimat, ihr Lehrer und Lehrer-Dirigenten, Mitglieder der Heimatvereine, das Volkslied zu erhalten als unersetzliches Kulturgut, auch für unsere späteren Geschlechter! Einen Hort einmaliger Art und eine bis ins kleinste gehende, liebevolle Pflege hat das Volkslied gefunden in dem Zentralinstitut: „Das Deutsche Volksliederarchiv (D. V. A.)“ in Freiburg i. Br. Es wurde 1941 von John Meier im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde gegründet und ist heute ein staatliches Institut. Es dient der Sammlung und Erforschung der deutschsprachigen

Volkslieder und ihrer fremdsprachigen Parallelen.

Nach dem Tode des verdienstvollen Gründers im Jahre 1953 übernahm Prof. Dr. Seemann die Leitung des Institutes. In unermüdlicher Arbeit und in immer weiter um sich greifender Sammeltätigkeit entstand unter ihm eine Arbeitsstätte, wie sie in dieser Art nur einmalig in Deutschland zu finden ist. Das D. V. A. sammelt den deutschen Volksliederschatz von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart.

Bis jetzt sind rund 300 000 Aufzeichnungen in Abschriften und Photokopien gesammelt, dazu kommen etwa 1000 Tonaufnahmen (Schallplatten, Magnetophonbänder und Walzen). Alle diese Aufzeichnungen sind unter verschiedenen Gesichtspunkten geordnet, um die Möglichkeit zur wissenschaftlichen Ausnützung zu gewähren. Die Bedeutung des Volksliederarchivs als Forschungsinstitut liegt besonders darin, daß es eine unentbehrliche Grundlage für jede wissenschaftliche Arbeit über das deutsche Volkslied in textlicher sowie musikalischer Hinsicht darstellt. Außerdem steht das Institut mit führenden Forschern und Forschungsinstituten des Auslandes in laufender Verbindung, um die Ausstrahlungen des deutschen Volksliedes auch dort zu erkunden. Zu den Veröffentlichungen des Institutes gehört vor allem die wissenschaftliche Gesamtausgabe: „Deutsche Volkslieder mit ihren Melodien“, das „Jahrbuch für Volksliederforschung“, ferner „Landschaftliche Volkslieder mit ihren Melodien“ und schließlich „Deutsche Volkstänze“, von denen bereits 41 Hefte vorliegen.

Erforschung und Pflege unseres Volksgesanges haben im „Deutschen Volksliederarchiv“ eine feste Grundlage gefunden. Auf ihr wird unermüdlich weitergebaut, um die reichen und sich dauernd vermehrenden Schätze für Leben und Wissenschaft fruchtbar zu machen.

## Miszelle

### Die Wiedertäufer in Mähren und ihre Beziehungen zum Oberrheingebiet

Von Wilhelm Schulze, Freiburg

A. J. F. Zieglschmidt in Evanston hat in der Zeitschr. f. Kirchengeschichte LIX (1940) S. 352 bis 387 liebevoll den christlichen Kommunismus der mährischen Wiedertäufer beschrieben und gezeigt, daß *Grimmelshausens* Andeutungen in seinem „Simplizissimus“ durchaus zuverlässig sind. Robert Friedmann hat in einem Aufsatz „The Christian Communism of the Hutterite Brethren“ im Arch. f. Ref. Gesch. 1955 S. 196 bis 209 noch einmal eine Zusammenfassung des bis heute über dieses Problem Erarbeiteten gegeben.

Der von Manfred Krebs herausgegebene Quellenband Baden-Pfalz zur Geschichte der Täufer (1951) gibt viele Einzelunterlagen zu der Darstellung der beiden Genannten und läßt es auch erahnen, daß es für *Grimmelshausen* durchaus nicht so schwer war, ein Bild vom Leben der „Hutterer“ in Mähren zu gewinnen, auch wenn er nicht dort gewesen sein sollte.

So gestehen am 20. Dezember 1544 drei ehemalige Wiedertäufer aus *Niefern* bei Pforzheim, daß sie ins Land Mähren gezogen seien, dort aber irre wurden an der Lehre der Taufgesinnten und wieder in die badische Heimat zurückgekehrt seien (Krebs a. a. O. K. 14). Aus dem Abschied des badisch-windeckschen Landtags zu *Bühl* (14. Dez. 1563) ergibt sich, daß das Vermögen solcher Exulanten beschlagnahmt wurde (S. 23/24). Das scheint mir auch der Grund zu sein, warum Wilhelm Reiblin sowohl um sein eigenes Erbe in Rottenburg wie um das seiner Frau Adelheid geb. Lehmann kämpfen mußte. Er konnte nachweisen, daß er seit 1531 aus der mährischen Täufergemeinde ausgeschlossen war. Vgl. Heinold Fast in Theolog. Zeitschrift Basel 1955, S. 420—425. Es ist eine juristische Streitfrage, ob für den Todesfall der nach Mähren Emigrierten die Erbschaft der gesetzlichen Erben angetreten werden kann (S. 25). Söhne von heimlichen Täufnern betätigen sich in Mähren als Handwerker und kommen nach Jahren wieder zum Besuch der Eltern (S. 52 — Bericht des *Gernsbacher* Vogts am 3. August 1570).

Hörte die Regierung von Emigrationsabsichten, so suchte sie durch Verhaftung zuvorzukommen (so in *Malsch* S. 55). Oft kamen Kinder solcher Wiedertäufer zurück und verlangten Herausgabe des arretierten Vermögens (*Malsch* S. 56). Die Weidschen Güter in *Malsch* bilden ein Streitobjekt zwischen der baden-badischen und württembergischen Regierung (1577 — S. 58 f.). Georg Held aus *Ettlingen* ist nach Mähren gezogen (7. Juni 1583 S. 60). Ebenso Barbara Seyfried aus *Malsch* (7. April 1584 — S. 61). Das Gut von Peter Falck aus *Guntzenbach* bei Baden-Baden wird verkauft (21. Okt. 1578 S. 65). Ebenso das des Erhard Brombusch von *Tiergarten* (1581 S. 67). In *Malsch* werden die Güter der nach Mähren emigrierten Stefan Rumels Sohn, Diebold Schmidt, Stoffel Rumels Tochter, des „Pflaren Sohn“ in „Pflebschaft“ genommen (1581 — S. 67). Nahe Verwandte der Emigrierten erhalten die Güter schließlich zu einem billigen Preis (*Malsch* 1584 — S. 83 u. 1593 — S. 94). Manchmal ist die Bekehrung „reumütiger“ Täufer nicht echt, sie haben dann ihre Güter schnell verkauft und sind mit dem Erlös wieder nach Mähren zurückgekehrt (S. 84 — 1584 — *Malsch*). Adam Lump, Hintersasse von Herrenalb in *Malsch*, ist es gelungen, nach Verkauf seiner Güter nach Mähren auszuwandern (1593 — S. 95). Baden hat diese ordnungsgemäß gekauften Güter wieder beschlagnahmen lassen (S. 98). *Malscher* Einwohner erhalten auch Briefe aus Mähren und wollen sie dem Keller nicht herausgeben (S. 100 — 1595). Auch der berühmte spätere württembergische Kanzler Dr. Varnbüler muß sich gutachtlich zur Frage der *Malscher* Wiedertäufertüter äußern (1596 — S. 101 f.).

Auch aus *Alzey* in der Pfalz wanderten viele Täufer nach Mähren aus (1529 S. 142). Ebenso aus *Bensheim* an der Bergstraße (1556 S. 147). Ein Bensheimer Täufer, der als Gesandter der mährischen Wiedertäufer in die alte Heimat zurückkam, wird verhaftet (S. 147). Ein Erlaß Ottheinrichs von der Pfalz von 1558 spricht sogar von der Entführung und Verschlep-

pung kleiner Kinder nach Mähren (S. 158). Die am *Frankenthaler* Religionsgespräch beteiligten Täufer sollen sich von der Gütergemeinschaft in Mähren distanziert haben (S. 193). Caspar Seutter aus *Bretten* hat mehrere leibliche Brüder im Mährenland, die ihn auffordern, auch zu ihnen zu kommen, es gehe ihm da wirtschaftlich bestimmt besser (1598 — S. 207). Im *Heidelberger* Kirchenrat wird um 1598 erwogen, ob man Wiedertäufer nicht zwangsweise nach Mähren aussiedeln solle, doch wird dieser Ratschlag des D. Michael Loefnius aus religiösen und juristischen Gründen verworfen (S. 219). Solchen, die auswandern, ein Viertel ihres Vermögens mitzugeben, bei bedenklich, da es ihnen ja dort doch gleich abgenommen wird (S. 221). Auch hier ist von solchen die Rede, die aus Mähren wieder zurückkommen, anscheinend sind es Enttäuschte, die sich das Wiedertäuferparadies anders vorgestellt hatten. Der Kirchenrat weiß darum, daß die täuferischen Emissäre jährlich aus Mähren herauskommen und ihren Weg durch *Waldorf* und *Unterschöffenz* im Amt Mosbach nehmen (1603 — S. 236 f.). Diese Leute verbrachten anscheinend nur die Winter in Mähren und wurden dann im Frühjahr zum „Missionsdienst“ abgeordnet. 1605 meldet das Amt *Heidelberg* dem Kurfürsten, daß die Zahl der Wiedertäufer in *Rohrbach*, *Leimen*, *Nußloch*, *Wiesloch* stark abgenommen habe, teils durch Tod, teils durch „Bekehrung“, teils durch Emigration nach Mähren (S. 239). Der Amtmann zu *Bolanden* gibt den Rat, solche mährischen Emissäre „eine Zeitlang im Schloßgraben ad opus anzuspinnen“ und dann auszuweisen (1605 — S. 241). Auch in *Kreuznach* macht die Verwaltung und Erbfolge von Wiedertäufergütern Kopfzerbrechen, zumal die Nachrichten über den in Mähren erfolgten Tod der Besitzer unsicher sind (1610 — S. 245). *Grimmelshausens* Bericht über die Kindbettstuben der Hutterischen Brüder wird wunderschön kommentiert durch ein Kirchenvisitationsprotokoll aus *Baumholder* (August 1558). Hier berichtet ein Adam Hock aus „Manbechelum“, er habe sich als junger Gesell bereden lassen, von „*Wisselbach*, so Rheingräfisch ist“, nach Mähren zu ziehen. Seine Güter im Werte von über 300 Gulden habe er zurückgelassen und sei mit 6 kleinen Kindern nach Mähren gezogen. Seine Frau erwartete damals ein weiteres Kind.

Als sie ein oder zwei Wochen dort waren, nahte die Niederkunft. Sein Weib sei zu den Kindbetterinnen gebracht worden, wo er keinen Zutritt hatte. Er habe sich diesen Zutritt aber erzwungen — von da ab war er bei den Täufern persona ingrata — anscheinend hatte er durch Mittelsleute erfahren, daß es mit seiner Frau schlecht stehe. Seine Frau habe aber nicht mehr reden können, er sei aber geliebt, bis der Tod eingetreten sei. Neben seiner Frau sei eine weitere Kindbetterin verstorben, beide habe man in ein Grab gelegt, seine Bemühungen um ein Einzelgrab hat man anscheinend abgelehnt und ihn auch nicht zur Beerdigung zugelassen. Er nennt Lumpenburg (= *Lundenburg*), „*Deckenwitz*, welches drei Meilen oben an *Niclasburg* (*Nikolsburg*) ist“. Aus dem Rheingau, aus *Lauren* und vom Hunsrück seien an die 3000 hineingekommen, ein gewisser Hensel Schmidt habe sie hineingeführt.

Außer wegen der Isolierung der gebärenden Frau muß er sich aber mit den Täufern auch wegen wirtschaftlicher Fragen überworfen haben, sie hätten ihm „haußen“ viel zugesagt, aber nichts gehalten, ja ihm vorgeworfen, er hätte nichts mitgebracht. Sehr interessant ist auch die Aussage: „Bei den Wiedertäufern seien die Vorsteher ihr Oberkeit, die kleiden sich sonder und essen auch sonder, tragen lange Mäntel, haben runde Hüte auf, haben allerlei Handwerksvolk unter ihnen, tragen kein Schwert oder Wehr, wenn sie über Lande gehen, wenn einer ein böses Stück tue, schließen sie ihn aus und bieten ihm den Gruß nicht“ (S. 272). Er will seine Kinder wieder holen, zwei seien zu *Lundenburg* und vier zu *Deckenwitz*. Man wird annehmen müssen, daß sie wegen verschiedenen Alters in verschiedene Kindergärten der Hutterer verbracht worden sind.

Hier konnte sich ein Individualist nicht fügen in die Normen des gemeinsamen Zusammenlebens dieser Hutterischen Höfe.

Des weiteren spricht ein Erlaß des Herzogs Johann von Zweibrücken von mährischen „Aufwiegeln, die mehrere Personen verführen und ihnen anhängig zu machen, daß sie hinweg mit ihnen ziehen“ (1581 — S. 284).

Wie rege die Beziehungen zu Mähren sind, ersieht man auch aus einem Erlaß des Amtmanns zu *Hartenburg* an den Schultheißen zu

*Großbockenheim* (1588), wo es um eine Vollmacht einer nach Mähren ausgewanderten Barbara Schreiner geht. Es soll Cordian Mog, ein treuer Gefolgsmann des Grafen von Leiningen, gehört werden, der war im Land zu Mähren, „dieser Sachen halber“, er soll bezeugen, ob es diese Barbara Schreiner dort gebe (S. 304).

Auch Bender Berblin von *Sulzfeld*, der in *Zaberfeld* von einem Blasius von Brussel („Brüssel“ = Bruchsal) getauft worden ist, soll im Land Mähren gestorben sein (S. 355—1555). Michael Jungmann von *Kürnbach* bekennt bei einem Verhör zu *Güglingen*, daß er in Mähren gewesen sei in einer „Statt zu Augsten 14 Wochen lang“ (S. 358). Er habe in Mähren als Weinbauer im Taglohn gearbeitet, es sei ihm sauer geworden. Daß Balthasar Hubmaier, zuerst Reformator in *Waldshut*, sodann nach Beziehungen zu Thomas Münzer und den Schweizer Wiedertäufern Grebel, Manz und Blaurock nach Mähren emigrierte, ist allgemein bekannt (S. 392). Die Regierung König Ferdinands zu Innsbruck verbietet in einem Mandat vom 28. Juni 1535 die aus Mähren ausgewiesenen Wiedertäufer zu dulden (S. 406). 13 Jahre später wird diese Ausweisung wiederholt und die Regierung in Innsbruck warnt die in *Ensisheim* vor dem Zuzug der aus Mähren flüchtigen Täufer (S. 409). Ein Amtsprotokoll vom 29. Sept. 1598 berichtet von einer nächtlichen Predigt eines mährischen Emissärs in einem Haus zu *Bergöschingen*. Der Prediger soll ein gebürtiger Zürcher sein, und

in seiner Begleitung befand sich ein Hans Liemann, der vor fünf Jahren nach Mähren gezogen war (S. 418). Von einem solchen mährischen Missionar namens Pilgram, der in *Straßburg* arbeitete und von dort vertrieben wurde, ist auch in einem *Speyrer* Verhörprotokoll die Rede (1533 — S. 422, 424). Viele dieser Emissäre wurden Opfer ihres Berufes und durch Feuer oder Schwert hingerichtet (S. 424). In *Unteröwisheim* meldet sich nach dem Tod der Mutter ein nach Mähren ausgewandeter Gesell, der sich dort unten verheiratet hat, um das Erbe anzutreten (1537 — S. 494 vgl. auch 513 f. — 1562). Hans Spengler zu *Östringen* darf das Erbe seiner in Mähren verstorbenen Schwester nur antreten, wenn er 50 Gulden davon (rund 50 %!) als Erbschaftssteuer erlegt hat (S. 515 — 1565 vgl. auch 516, 518). Auch aus Maikammer in der Pfalz (516), Edesheim (522). St. Martin (516), Kirrweiler (519) und Zeutern (519 u. 523 f.) sind Wiedertäufer nach Mähren gezogen. Im Amt Marientraut werden vier Emissäre aus Mähren verhaftet (1598 — S. 521 u. 523). Ihre Anweisungen zeigen, daß sie Proselyten machen und dieselben nach Mähren führen sollen.

So erhalten wir eindrucksvolle Zeugnisse eines regen Verkehrs mit der mährischen Täufergemeinde. Es ist auch sicher kein Zufall, daß diese Berichte mit dem Beginn des Dreißigjährigen Krieges abbrechen, da dieser ja Gelegenheit gab, die mährischen Gemeinden zu vernichten.

# So war die Pest

Von Hermann Fautz, Überlingen

An den Straßen, die nach dem Hegaudorf Emmingen ab Egg führen, stehen vor der Ortschaft Gruppen bemerkenswerter Holzkreuze. Es sind die bekannten Emminger Pestkreuze. Sie sollen nach einer furchtbaren Seuche, die das Dorf heimsuchte von den Überlebenden errichtet worden sein mit dem Gelöbnis, sie auch durch die Nachkommen erhalten zu lassen und in Bittgängen die Erinnerung an das „große Sterbend“ für immer wachzuhalten. Bei jeder Gruppe ist auf einer Emailletafel zu lesen: „Die Pestkreuze zu Emmingen ab Egg wurden erstmals im Dreißigjährigen Krieg, um 1630, an den vier Ortsausgängen Richtung Engen, Hattingen, Tuttlingen und Liptingen aufgestellt als Abwehrsegen gegen die Pestseuche und vielleicht auch als Pestwarnung für den Wanderer.“

Die Kreuze stehen etwas erhöht am Straßenrand. Jede Gruppe besteht aus vier Kreuzen und einem Bildstock. Ein Kreuz mit zwei Querbalken ist vor die drei etwas kleineren, in einer Linie nebeneinander stehenden einarmigen Kreuze gestellt. Stamm und Querbalken haben dreipassartige Enden. Das Vorsatzkreuz beim Friedhof am Tuttlinger Weg, erneuert 1959, zeigt auf Stamm- und Querbalkenflächen einfache Flachornamente. Sonst sind die Kreuze ohne jeden Schmuck. Die Ausbleichung und Verwitterung des Holzes und der manchmal dichte Flechtenüberzug geben den Kreuzen eine ehrwürdige Patina. In den letzten Jahrzehnten wurden fast alle Kreuze erneuert.

Neben dem vorderen Kreuz steht ein schlichter Bildstock. Er kann als Marterl für die Verstorbenen aufgefaßt werden. Die dahinterstehenden in Dreierreihe angeordneten Kreuze möchten wohl die große Zahl der Pestopfer andeuten, gibt doch ihre Gruppierung dem Gedanken Raum, daß man sich

hinter ihnen, versinnbildlicht, noch ein weites Feld mit solchen Kreuzen denken soll und kann. Bei dem Massensterben in Pestzeiten konnte nicht jedem Toten ein Kreuz gesetzt werden.

Die Furcht vor der Pest war allgemein. Sie lastete auf den Menschen und beschäftigte unablässig ihre Gedanken. In der Kunst fand sie in den im 15. Jahrhundert aufkommenden Darstellungen der Totentänze bildhaften Ausdruck. Bekannt ist von Hans Holbein dem Jüngeren der um 1525 in Basel entstandene Totentanz. Auch Albrecht Dürer hat in dem Holzschnitt „Die Reiter der Apokalypse“ (1498) die Pest als Reiter dargestellt, der auf die fliehenden und zu Boden gestürzten Menschen seine vergifteten Pestpfeile abschießt. Das ergreifendste Bild eines Beulenpestkranken schuf Matthias Grünewald auf einem Flügel des Isenheimer Altars. In der unteren Ecke kauert der Pestkranke mit aufgedunsenem, schon die Verwesung anzeigendem Leib. Sein ganzer Körper ist mit eiternden Beulen bedeckt. Mit schmerzverzerrtem Gesicht schaut er nach dem hl. Antonius, dem Schutzpatron der Pestkranken, der aber selbst am Boden liegt und von teuflischen Schreckgespenstern gepeinigt wird. Neben dem hl. Antonius wurden die Heiligen Christophorus, Georg, Rochus und Sebastian als Nothelfer gegen die Pest im Gebet angerufen. Ihnen weihte man da und dort Pestsäulen, Pestaltäre und Pestkapellen.

Im ausgehenden Mittelalter bezeichnete man als Pest eine Reihe ansteckender Krankheiten, die seuchenartig auftraten. Sie befielen insbesondere die Städte. In den engen Gassen konnten sie sich bei der oft dürftigen, unhygienischen Lebensweise der Bewohner, der mangelhaften Bekämpfung mit Arzneien verheerend rasch ausbreiten. Meist



*Emminger Pestkreuze an der Straße nach Engen*

phot. H. Fautz, Überlingen

kam die Pest im Gefolge von Hungersnot, Teuerung und Krieg. Sie war eine Krankheit der Not, des Elends, der Armut und des Schmutzes.

In den Jahren 1120 und 1196 wurde aus Halle berichtet, daß der Pesttod dort infolge großer Überschwemmungen und Hungersnot reiche Ernte hielt. Während der Regierungszeit Kaiser Karls IV. wütete in Deutschland die Pest, der „Schwarze Tod“ (1347 bis 1352) genannt, eine mit Lungenentzündung verbundene Pestart, aus Vorderasien eingeschleppt, die über ein Drittel der Bevölkerung hinwegraffte. Im Jahre 1442 herrschte in Breslau eine solche Hungersnot, daß die Leute aus der Stadt hinaus auf das Land flohen und dort alles, was sie für genießbar hielten, verzehrten. Die Folge davon war eine furchtbare Seuche. Nach der Zimmerischen Chronik zog im Jahre 1495 „ain großer landtsterben fast durch die ganz teutsch nation.“ Besonders München wurde

damals schwer heimgesucht. Dort starb an der Pest Johannes Werner Freiherr von Zimmern. Er wurde im Kloster Andechs begraben.

Bei der Belagerung von Verona im Jahre 1511 brach im Lager der deutschen Truppen die Pest aus. Sie raffte innerhalb weniger Tage 10 000 Mann hinweg. Die Pest soll damals durch einen infizierten Pelz in das Lager eingeschleppt worden sein. 1529 wütete in ganz Deutschland der „Englische Schweiß“, dem viele Menschen zum Opfer fielen und 1565 wußte man sich in Hamburg der Pest nicht zu erwehren. Sie war dort von einem Boten aus Lübeck eingeschleppt worden. Ein Lübecker Arzt schrieb damals: „Die Pest ist eine tückische, schleichende Krankheit, sie spottet unser und aller unserer Arzneien.“ In diesem von Seuchen so heimgesuchten 16. Jahrhundert hielt in Basel in den Jahren 1576 bis 1579 und 1593/1594 der „Tod von Basel“ reiche Ernte.



*Emminger Pestkreuze an der Straße nach Hattingen*

phot. H. Fautz, Überlingen

Wenn heute von der Pest die Rede ist, gehen die Gedanken zurück in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges. Damals konnte diese Seuche in Deutschland ihre letzte große Ernte halten. Die Jahre 1634 bis 1639 standen in unserer Heimat im Zeichen des „großen Sterbendt“, das mehr Opfer unter der Bevölkerung forderte als der Krieg selbst. So sank die Einwohnerzahl von Württemberg von 313 000 im Jahre 1634 auf 61 527 im Jahre 1639. Eine Statistik über den Schwund der Bevölkerung im Gebiet des Kinzigtales gab der Superintendent der Diözese Hornberg. Danach betrug 1634 in Hornberg die Zahl der Kommunikanten (Teilnehmer am Abendmahl) 800, der Katechumenen (Teilnehmer am Konfirmandenunterricht, also ohne Kleinkinder) 350. Die entsprechenden Zahlen waren 1639 auf 400 bzw. 250 und 1645 auf 402 bzw. 110 abgesunken. Für Schiltach ergaben sich folgende Zahlen: 1634 600 Komm., 400 Kat., 1639 350

Komm., 54 Kat., 1645 279 Komm., 102 Kat. Noch stärker war die Bevölkerung in der Talgemeinde Kirnbach bei Wolfach zusammengeschmolzen. Dort zählte man 1634 433 Komm. und 53 Kat., 1639 144 Komm., 30 Kat. und 1645 nur noch 98 Komm. und 32 Kat.<sup>1)</sup> Noch lange Jahre nach dem Friedensschluß von 1648 lagen im oberen Kinzigtal „viele Hofstätten wuest vnd öd“, weil niemand vorhanden war, der sie hätte bewirtschaften können.

Aus jenen Jahren ist noch vielerorts der Brauch des „Klöpfels“ erhalten. An Adventsabenden ziehen junge Burschen durch die Straßen und werfen an die Fenster und Läden der Häuser Kirschensteine oder kleine Kieselsteine, um die Bewohner aufzufordern sich am Fenster zu zeigen, weil niemand sich getraute in ein fremdes Haus zu gehen, in

Anmerkung<sup>1)</sup> Philipp Wilhelm Gottlieb Hausleutner, Schwäbisches Archiv. Stuttgart 1790

welchem vielleicht Pestkranke lagen, man sich aber vergewissern mußte, ob in demselben noch eine lebende Seele vorhanden sei.

Als Pest bezeichnete man bösertige Volkskrankheiten wie Aussatz, Blattern, Cholera, Lungenpest, Beulenpest und auch andere akute Krankheiten, welche die Menschen wie eine „reißende Flut überfallen und die Säfte des Körpers zu Fäulnis“ bringen (Hoffmann). Man sagte: „Des pestilenzische Giefftsnatur ist unergründlich.“ Während des Dreißigjährigen Krieges galt die Beulenpest, „ein hitziges, giftiges Fieber mit Beulen und Karbunkeln, ist ganz tückischer und finsterner schleichender arth, die urplötzlich hinwieder umschlegt und den Patient unversehens abdrückt“ und die Lungenpest, gegen die kein Kraut gewachsen war, als die gefürchtesten Pestarten. Erstere führte innerhalb von 8 Tagen, letztere schon nach 2 bis 3 Tagen zum Tod. (Döring). Anzeichen für die Pestkrankheit waren braune Flecken, Beulen und Blattern am Körper, innere Hitze, Mattigkeit und heftiger Durst. Das Gift befiel besonders die Lymphdrüsen, die Leber, das Herz und das Gehirn (Willichii). Man sah die verheerenden Wirkungen der Krankheit, deren Ursache kannte man aber nicht, „dieweyl die Pestilenzische Giefft ein Subtil unsichtbar, leicht anhaftend und fast anklebend wesen ist, ihre Natur schwerlich von jemanden gründlich und rechtschaffen werde können erlernt werden.“ (Döring). Die Pestbakterien wurden erst im Jahre 1894 entdeckt.

So konnte der Aberglaube wuchern. Viele hielten die Pest für ein astrales Gift, von den Sternen kommend und ganze Landstriche überfallend. Die Alchimisten wollten das Wesen der Pest mit dem „Stein der Weisen“ ergründen. Man lehrte, sie sei eine Strafe Gottes, damit die sündige Menschheit der Reue und Buße sich ergebe. Andere sagten, der Teufel selbst brächte sie auf die Welt, um die Menschen zu peinigen. Die Astrologen wollten jede Pestseuche aus der

Stellung der Gestirne vorausbestimmen können, wenn Saturn und Mars „im fewrigen Triangel laufe“, sich in den Sternbildern Widder, Löwe und Schütze befinden. Die Erde würde dann allerlei giftige Dünste ausschwitzen, welche die Menschen einatmen und davon pestkrank würden. (Camerarii). Auch den Hexen lastete man den Ausbruch von Pestseuchen an. Die Scheiterhaufen brannten besonders in solchen Notzeiten häufiger als sonst. Viele ergaben sich ihrem Schicksal in der Meinung, ihre Lebenszeit sei abgelaufen und es wäre der Wille Gottes, daß sie an der Pest sterben sollten. (Eychmann).

Man erkannte, daß die Pest durch die „Böse Luft“ verbreitet wird und gab daher den Rat, durch die Flucht aus den verseuchten Gegenden sich der Ansteckungsgefahr zu entziehen. Um das Jahr 1603 ging der Vers um:

„Wann hin vnd wieder in der Grentz  
einreist die tödtlich Pestilenz /  
die drei Wörter dir helffen zwar /  
Fleuch Bald, weich Fern, kehr Langsam dar.“  
(Döring)

Erasmus von Rotterdam meinte, vor der Pest wollte er auf die äußersten Inseln Schottlands fliehen, um nicht mitschuldig am eigenen Tode zu werden, da „Etliche Dinge sind besser zu fliehen als zu überwinden.“

Viele waren hierin anderer Ansicht, so auch Martin Luther. In einem Brief an Johann Heß, Pfarrer zu Breslau, schrieb er auf dessen Anfrage, ob ein Christ „in sterbens leufften“ fliehen solle: „Vnselig ist der/so sich des dürfftigen nicht annimpt/sondern fleucht vnd verlest... Das sey gesagt zur vermahnung vnd trost/wieder das scheußliche fliehen vnd schrecken/damit der Teuffel vns anficht.“ Besonders Prediger, die weltliche Obrigkeit und Ärzte sollen am Ort bleiben und den Kranken beistehen. Wer aber zur Pflege der Kranken und zur Aufrechterhaltung der Ordnung nicht benötigt

wird, der möge ruhig aus der Stadt fliehen, „denn sterben vndt den Todt fliehen/ vnd das Leben zu erretten ist natürlich von Gott eingepflanzt vnd nicht verboten.“

Die Pest käme von bösen Geistern, welche die Luft vergiften und mit ihrem schlechten Atem anblasen und so das tödliche Gift in das Fleisch der Menschen schießen. Wer pestkrank sei, müsse außerhalb der Stadt in einem Spital untergebracht werden. Geht ein solcher trotzdem unter die Leute und steckt andere an, so müsse man ihn wie einen Meuchelmörder behandeln und „Meister Hansen“ überantworten. Die Kirchhöfe innerhalb einer Stadt sind Gefahrenherde. Sie sollten in Pestzeiten geschlossen werden und ganz allgemein gehören sie außerhalb der Stadt an einem ruhigen, wenigbegangenen Ort angelegt. (Luther). Die Massenflucht aus den Städten gereiche diesen zu großem Schaden. Die reichen Leute fliehen zunächst, die Wohlhabenderen folgen, zurückbleiben die Armen, die hilfsbedürftigen Alten und Kranken, denen nichts übrig bleibt als auf den Tod zu warten. Auch das ganze Gemeinwesen gerate in Unordnung. Brunnen und Weide vor der Stadt können von bösen Leuten vergiftet werden, in Gassen und Plätzen häuft sich der Unrat, die Sitten lockern sich. (Eychmann). Es war bekannt, daß in Pestzeiten die Totengräber oft recht lässig ihre Pflicht erfüllten und die Toten nicht tief genug eingruben. Glaubhafte Berichte melden, daß streunende Hunde oft die Leichen wieder ausscharten, wodurch neue Gefahrenherde entstanden.

Das „Pestilenzische Giefft“ stellte man sich als eine Art Samen vor, der „so anklebig sey/vnd an deme/daran er sich einmal geleget/so wunderfest hange/daß er sich gar vbel wiederumb herabbringen lest.“ Er setze sich besonders gerne in Pelze, Wolle, Tuch und Federn und kann so leicht verbreitet werden (Döring).

Paracelsus unterschied zwei Pestarten, eine inwendige, die man am inneren Brand,



*Emminger Pestkreuze an der Straße nach Tuttlingen*  
phot. H. Fautz, Überlingen

Frost und Hitze und Taubsinnigkeit erkennen könne und eine äußere, deren Krankheitsbild durch geschwollene Drüsen, eiternde Beulen, Blattern bestimmt sei. Sie verwandeln die Säfte des Körpers in Fäulnis und diese scheiden giftige Dämpfe aus, wovon andere Menschen angesteckt werden. Der Pestkranke verbreite einen ekelhaften Gestank um sich. Die Leichen werden blaugrün, gelb und schwarz (Hoffmann).

„Die Mutter vnd Seugamme aller Pest“ ist in den heißen Ländern Asiens und Afrikas zu suchen. Von dort wurde sie bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts oft nach Europa verschleppt. Die Kriege mit ihren Truppendurchzügen trugen viel zur Verbreitung der Pest bei. Auch die „Umläufer, lose Buben, Zygainer, Quacksalber, Theriakskrämer, Zahnbrecher, Landsknechte, Gauck-

ler, Glücksrädler und Glückstöpfer“ verschleppten die Seuchen von Ort zu Ort. Daher sollten zu Pestzeiten die Obrigkeiten der Städte ein wachsames Auge haben auf alle Personen, die aus verdächtigen Gegenden kommen. Die Ein- und Durchreise muß für solche Leute gesperrt werden, Jahrmärkte, Kirmes- und Schützenfeste sind in Pestzeiten zu verbieten. Wo viele Menschen zusammenkamen, war die Gefahr durch „Besamen“ oder „Beschmeißen“ angesteckt zu werden groß. Aber auch Ratten, Mäuse, Flöhe, Wanzen, Fliegen und sonstiges Ungeziefer sorgte für eine rasche und weite Verbreitung der Pesterreger.

In vielen Schriften kommt zum Ausdruck, daß man das wahre Wesen der Pest nicht erkenne. Daher war man auch unsicher in der Anwendung der vorhandenen Heilmittel. Diese waren samt und sonders für die Bekämpfung einer so gefährlichen Krankheit unzureichend.

Zunächst versuchte man die verpestete Luft in den Wohnräumen und Gassen durch eifriges Lüften, durch Verbrennen von dürrer Eichen- und Wacholderreisig zu reinigen. In die Feuer warf man allerlei Räucherwerk wie Harze, Peche, Weihrauch, Wermut, Wacholderbeeren. Auch wohlriechende Kräuter wie Salbei, Lawendel, Ysop brachte man in die Wohn- und Schlafräume. Deren Wände sollte man mit Essigwasser gründlich abwaschen und dann mit Kalk weißeln. Ungelöschter Kalk, in Behältern in die Wohnräume gebracht, sollte die Feuchtigkeit binden. Auch das Aufstellen von flachen Bottichen voll Wasser wurde empfohlen. Auf dessen Oberfläche sollte die Pestluft ihre Samen absetzen. Heiße Ziegelsteine oder glühendes Eisen in dieses Wasser geworfen, würden dessen reinigende Kraft noch erhöhen (Willichii).

Vor den Spitälern hatte man eine wahre Scheu. Sie waren oft Kranken- und Pfründerhaus, Wandererherberge und Armenhaus in einem und viele Insassen wurden dort

erst recht krank. Man verlangte, daß die Spitäler außerhalb der Stadt, wenn möglich an einem fließenden Gewässer gebaut werden, mit hohen Zimmern und Fenstern, die nach Norden gerichtet sind, da von dort die kalten und reinigenden Winde kämen. (Willichii).

Die Obrigkeit sollte eine Liste über alle Häuser führen, in welchen Pestkranke lagen oder gestorben sind. Den Hausrat und die Kleider der Verstorbenen würde man am besten verbrennen oder aber lange Zeit der Sonne und der frischen Luft aussetzen. Auf die Reinigung der Gassen und Plätze, der Gräben und aller Winkel müsse besonders geachtet werden, denn in dem sich dort anhäufenden Unrat lägen oft die Ansteckungs-herde (Camerarii). Vorbildlich hierfür waren die „Ordnungen, Gesetze und Befehle“, welche 1576 die Stadt Venedig während einer Pest herausgab.

Als Vorbeugungs- und Heilmittel pries man eine große Zahl von Theriaks und Latwergen an. Sie waren im allgemeinen schweißtreibende und abführende Tränklein, Tees oder Pillen, zusammengestellt aus vielen Kräutern.

Man sollte im Munde in Essig gebeizte Wurzelstückchen oder Küchlein hergestellt aus Myrrhe, Angelicawurzel und Zitronenschale tragen, unter der Zunge halten, sie schale die verpestete Luft reinigen und den Pestsamen abtöten (Hoffmann).

Es gab Theriaks für arme und reiche Leute. Für erstere fertigte man aus je einem Quintlein Sauerampfersamen, Citronat, je 1½ Quatl. Angelica-, Bibernell-Scabiosenwurzel, 1 Lot Wacholderbeeren, je 2 Lot Tormentilla, Benediktenkraut, Baldrian und Raute, dazu etwas Lehmerde und alles zusammen zu einem Pulver zerstoßen einen Theriak an, den man im Winter in Wein, im Sommer in Rosenwasser einnehmen mußte.

Es gab sehr viele Rezepte für die Anfertigung von Pestpillen und viele Kräuter und Wurzeln wurden hierzu verwendet.



*Emminger Pestkreuze an der Straße nach Liptingen*

phot. H. Fautz, Überlingen

Schnellenberg gibt 20 der gebräuchlichsten „Pestilenzwurzeln“ an: Angelica, Aronwurz, Alantwurz, Braunbetonie, Bibernellwurz, Weißer Dictamnus (Diptam), Ehrenpreis, Roter Enzian, Liebstöckel, Lorbeer, Meisterwurz, Osterluzei, Pastemenkraut (Scabiose), Raute, Pestwurz, Sauerampfer, Tormentilla, Baldrian, Wermut und Wacholder.

Willichii gab viele Rezepte zur Herstellung von Theriak und Latwergen. Außer den Heilkräutern spielten bei ihm Wein, essig, saurer Wein, Sauerampfer- und Melissenwasser eine große Rolle. Auch der Ernährung mußte während der Pestzeit besondere Beachtung geschenkt werden. Nur gedörrte und trockene Speisen sollte man essen. Fleisch, Fisch und Geflügel sollte nur in Essig zubereitet auf den Tisch kommen, sonst nicht. (Willichii).

Paracelsus empfiehlt auf die Pestbeulen gedörrte Kröten zu legen. Diese würden das Gift aus der Haut ziehen, wobei die Kröte

dick anschwellen würde. Auch könne man aus Tannen- und Lärchenzapfen einen Absud bereiten, der zu einem Harz eingedickt als Pflaster auf die Beulen gelegt, den Eiter zusammen- und herausziehen würde. Viel versprach er sich aus einem Trank aus in Branntwein angesetzten Myrrhe, Schwalbwurz, Diptam, Bibernell und Baldrianwurz. Auch er war der Ansicht, daß die Stellung der Gestirne in den Tierkreiszeichen großen Einfluß auf den Verlauf der Pestseuche hätte. Schwangere Frauen sind im abnehmenden Mond mehr gefährdet als im zunehmenden. „Item was frembt hie im Widder/Zwilling/Löwen/Schützen vergift wirdet / steht im Zweifel“ ob er die Krankheit überstehen werde.

Wer pestkrank war, sollte nicht aufgegeben werden. Mit Aderlassen, Schröpfen, Schweißlatwergen, Gifttränken, Gift- und Schweißpulver in der Hand des erfahrenen Arztes, hoffte man die Krankheit bekämpfen und heilen zu können. Gegen die Beulen-

pest wandte man Umschläge mit Zwiebeln, Sauerteig, altem Schmalz, Vitriol, Kalk, Pech und Gänsemist an. Gebräuchlich waren Kataplasmen aus Kamillen, Leinsamen, Pappelwurzel, Tromentilla, Hühnerwurz und Taubenmist. Man hatte Heilmittel für Männer und Frauen, für Schwangere, Kinder und Säuglinge. Aber man wußte auch „Es war kein einzig Arzteney / Die allen hett geholffen frey.“ (Camerarii).

Allgemein empfahl man jedem Pestkranken als erstes und letztes Mittel seine Rechnung mit dem Himmel abzuschließen und sich der milden Gnade Gottes anzuvertrauen, denn „die Pest ist Gottes Hand, damit er gleichsam absonderlich die Bosheit der Menschen heimsuchen und zu straffen pfeget“ (Döring). Alle Schriften über die Pest sind sich darin einig, daß dagegen die mensch-

liche Kunst wenig vermag und jeder Pestkranke meist unrettbar dem Tode verfallen ist.

#### *Verwendete Literatur:*

Camerarii, Dr. Joachim. Vnterricht von der Pest, 1583 im Druck erschienen, 1626 in Breslau neu erschienen.

Döring, Dr. Michael. Tractatum de Peste, Breslau 1631.

Eychmann, Dr. Johann, genannt Dryander. Von dem Sterben/Oder der Pestilentz. Gedruckt 1631.

Hoffmann, Friedrich. Gründliche Untersuchung von der Pest. Berlin 1710.

Luther, Dr. Martin. Antwort auf die Frage: Ob man im Sterben fliehen möge? Breslau 1631.

Paracelsi, Philippi Theophrasti, des hocherfahrenen Teutschen Philosophi/ vn beyder Artzney Doctoris/ an die Statt Sterzingen geschriben. Herausgegeben von Dr. Michael Toxites. Straßburg 1576.

Schnellenberg. Tarquinius Ocyorum, alias Schnellenbergium. Experiment Büchlein von 20 Pestilentzwurtzeln. Straßburg 1625.

Willichii, Dr. Jodici. Unterschiedene Tractetlein von der Pest. Marburg 1554.

## Des französischen Dichters Victor Hugo Reise ins badische Oberland

Von Adolf Baumhauer, Lörrach

Im Jahr 1842 war es, als Victor Hugo, der größte französische Dichter seines Jahrhunderts, den Frankreich wie einen Nationalhelden feierte, der Meister einer glänzenden, farbenprächtigen Sprache in Lyrik und Roman, eine Reiseschilderung in Prosa herausgab, die in Briefform die Eindrücke zusammenfaßt, welche Fahrten auf dem Rhein und an seinen Ufern in ihm hervorriefen. Dieses Werk, „Der Rhein“, enthält eine Fülle der reizvollsten Naturschilderungen, treffender kunstgeschichtlicher und historischer Bemerkungen und vor allem auch kulturhistorischer und politischer Betrachtungen, die für uns Deutsche in dem Urteil dieses Franzosen von besonderem Interesse sind. Victor Hugo selbst schreibt in der Einleitung zu seinem Werke, er habe

sich bei seinen Reisen in den Jahren 1838 und 1839 ursprünglich nichts anderes vorgenommen, als Bäume und Himmel zu sehen, zwei Dinge, die man in Paris nur wenig genießen könne. Als er aber an den Rhein gelangt sei, da habe er die gewaltige Bedeutung dieses Stromes empfunden, da sei der brennende Wunsch in ihm erwacht, den Fluß, seine Länder und Städte kennenzulernen, den Rhein, dessen durchsichtige Fluten gewissermaßen die Vergangenheit und die Zukunft ganz Europas widerspiegeln. Am Ende seiner Rheinreise ist er voll Bewunderung für dieses Heimatland edler Kultur, nicht nur für die Zeugen einer ruhmvollen Vergangenheit, sondern auch für das Volk, das sie schuf, das deutsche Volk. Er gesteht, daß Deutschland eines der

Länder sei, die er liebe, daß die deutsche Nation eine derjenigen sei, die er bewundere, „Ich hege,“ sagt der französische Dichter, „eine kindliche Liebe für diese edle und heilige Heimat aller Denker. Wenn ich nicht Franzose wäre, möchte ich Deutscher sein.“

Ohne nun im folgenden auf Victor Hugos politische und geschichtliche Auslassungen in seinem interessanten Werk über den Rhein einzugehen, sollen jene Schilderungen herausgegriffen werden, in denen der Dichter sich als aufmerksamer Beobachter von Land und Leuten zeigt, als begeisterter Schilderer der abwechslungsreichen Schönheiten des badischen Oberlandes.

Zweimal betrat Victor Hugo badischen Boden. Das erste Mal, im Jahr 1838, gelangte er über Worms in unser Land, das zweite Mal (1839) über Kehl. Während die badischen Zollbeamten wegen ihres übermäßigen Pflichteifers bei dem Dichter keinen guten Eindruck hinterließen, lobt er die badische Post, die über die Schiffsbrücke von Kehl bis nach Straßburg hereinfuhr. Der badische Postillon in seinem gelben Rock, dem schwarzlackierten Hut mit dem Silberband und dem Posthorn mit den roten Eichelschnüren unterschied sich vorteilhaft von seinem französischen Kollegen, der in einem abgetragenen Kittel und baumwollener Mütze auf dem Bock saß. Auch die badischen Landstraßen und den federnden Postwagen mit dem großen badischen Greifenwappen lernte Victor Hugo schätzen, besonders auf der nächtlichen Fahrt von Kehl nach Freiburg, die ihn ohnehin stark ermüdete. An einem Herbstmorgen, um 4 Uhr, sah Victor Hugo nach der langen Fahrt durch das Flachland den gewaltigen Turm des Freiburger Münsters aus der Rheinebene ragen, und kurze Zeit darauf hielt die Kutsche vor dem Postgebäude, dessen Eingang von einer armseligen Laterne beleuchtet wurde. Die übrigen Fahrgäste zerstreuten sich bald in den gespensterhaft stillen Gassen der Stadt,

und unser Dichter, der kein Wort Deutsch sprach, und zu allem Unglück seinen Reisekoffer nicht mehr vorfand, begab sich sorgenvoll auf die Suche nach einem Quartier in dieser ihm fremden Stadt. Es tagte schon als Victor Hugo durch die einsamen Straßen Freiburgs schritt, deren Häuser, wie er bedauernd feststellte, alle gelb oder grau gestrichen waren. Vorbei an einem schönen statuengeschmückten Brunnen aus dem 15. Jahrhundert — an einer anderen Stelle spricht er von acht alten Brunnen, die er in Freiburg gesehen — gelangte er vor ein Haus, an dessen Türe eine Laterne brannte. Der Dichter trat ein und befand sich, wie sich nachher herausstellte, im Hotel „Zähringer Hof“. Hierher war auch schon sein Gepäck gebracht worden, das er nun wiederfand. Als sich endlich auf sein Rufen hin ein hübsches Mädchen in Markgräfler Tracht einstellte, das zu einer großen Schleifenhaube ein schwarzes Kleid und einen schwarzseidenen Umhang trug und ihm nunmehr ein behaglich eingerichtetes Zimmer mit schneeweißen Gardinen anwies, fühlte er sich gleich heimisch in der Hauptstadt des Breisgaus. Unter den kulinarischen Genüssen, die sich dem Dichter hier boten, verzeichnet er voll Behagen die Forellen. So zufrieden nun Victor Hugo im allgemeinen mit den deutschen Gasthöfen war, so sehr entbehrte er das gemütliche, prasselnde Feuer im offenen Kamin nach einem kalten, regnerischen Reisetag, wie es in Frankreich üblich ist. Die deutschen Öfen mit ihren langen, gewundenen Ofenröhren findet der Dichter abscheulich und unpraktisch. „Es geht,“ sagt er, „von ihnen eine unangenehme, verräterische Wärme aus, die den Kopf glühen und die Füße gefrieren läßt. Hier „heizt“ man nicht, man erstickt vor Hitze!“

Freiburgs herrliches Münster veranlaßt den Dichter zu einer begeisternden Schilderung. Er vergleicht es mit dem Straßburger Münster — doch hören wir ihn selbst! „Es

ist in einer anderen Zeichnung dieselbe Eleganz, der nämliche kühne Schwung, die selbe rostfarbene, dunkle Steinmasse, die hier und da von leuchtenden Öffnungen jeder Form und Größe durchsetzt ist. — Die Kirchenfenster, die fast alle erhalten sind, sind von einer wunderbaren Schönheit. Da der Turm an der Vorderseite die Stelle der großen Rosette einnimmt, so sind rechts und links unten an den Seiten Rosetten mittlerer Größe in dreieckigen Feldern angebracht, die einen außerordentlich geheimnisvollen und reizvollen Zauber ausüben. Die gotische Kanzel ist prachtvoll, die Haube aber, die man hinzugefügt hat, ist abscheulich; diese Art Kanzeln hatten keinen Schalldeckel.“ Besonderes Interesse erweckte bei dem Dichter, der mit geschultem Künstlerauge den Aufbau des Münsters prüfte, die Verflechtung romanischer und gotischer Teile mit solchen aus der Zeit der Renaissance. Auf seinem Gang durch das Münster erwähnt Victor Hugo noch besonders das Grabdenkmal des letzten Zähringerherzogs, Bertholds V., und die Grabplatten mit den Bildnissen breisgauischer Ritter, „die früher auf ihrem Gesicht nicht einmal die Hand eines Fürsten geduldet hätten, und die jetzt auf demselben den Fuß eines jeden groben Lümmels ertragen müssen“. In den Nischen rechts und links vor dem Eingang in den Münsterchor bewunderte der Dichter die Darstellung des Abendmahles, Christus im Grab und die in Goldbrokat und Perlen gehüllten Reliquien des hl. Alexander. Gegen besonderes Entgelt zeigte der Küster die Kapellen im Chorumgang, von dem Victor Hugo mit Recht sagt, er sei ein wahres Museum, soviel Sehenswertes enthalte er. Der Dichter erwähnt hier in seinem Buche Werke byzantinischer Goldschmiedekunst, venezianische Stoffe und Gemälde von Holbein. Besonders fiel Victor Hugo in der achten Kapelle des Chorumgangs das frühmittelalterliche Kruzifix auf, das eine Stiftung des Dom-

probstes Böcklin vom Erzstift Magdeburg sein soll, sowie das Grabmal Böcklins. Unter den Sehenswürdigkeiten auf dem Münsterplatz nennt Victor Hugo einen hübschen Brunnen aus dem 16. Jahrhundert (der 1843 einem anderen Platz machte) und drei Säulen, welche ein Muttergottesbild und die Statuen der Stadtpatrone St. Lambert und St. Alexander tragen (Viktor Hugo meinte, es seien Darstellungen der Apostelfürsten). Unter den Häusern am Münsterplatz hebt der Dichter besonders das Kaufhaus hervor mit seinen Wappen und bemalten Kaiserstandbildern, seinen farbigen Ziegeln, seinen Türmchen und Lauben. „Dieses bewundernswerte Gebäude“, sagt er, „dient irgendeinem banalen städtischen Zweck; man hat es rot angestrichen. Auf diesem Ufer des Rheines pinselt man alles rot an. Die Leute richten ihre Kirchen her, wie die Südseeinsulaner ihre Gesichter!“

Eine hübsche Schilderung entwirft Victor Hugo von Freiburgs schöner Lage. Er sagt: „Ich bin nicht auf den Münsterturm gestiegen, Freiburg wird beherrscht von einem hohen Hügel, fast einem Berge (der Schloßberg), welcher höher ist als der Münsterturm. Ich habe lieber den Hügel erstiegen als den Turm. Ich bin übrigens durch den Blick auf eine entzückende Landschaft für meine Mühe belohnt worden. In der Mitte, zu meinen Füßen, sah ich die dunkle Kirche mit ihrem 250 Fuß hohen Turm, ringsherum die gotischen Treppengiebel der Häuser und die Dächer, deren farbige Ziegel Arabesken bilden. Hier und da ragen aus dem Häusermeer einige alte viereckige Türme des ehemaligen Mauerringes hervor. Jenseits der Stadt erstreckt sich eine unendlich weite Ebene aus grünem Samt, welche mit lebenden Hecken wie mit Fransen besetzt ist. Wie Goldstücke glitzern die Fensterscheiben der fernen Häuschen im Sonnenschein zwischen Bäumen und Weinbergen; lange Straßen ziehen durchs Land. Zur Linken sieht man

eine bewaldete Höhe, deren Form an eine venezianische Dogenmütze erinnert (der Schönberg); am Horizont dehnen sich die Berge über 15 Meilen weit aus. Es hatte den ganzen Tag über geregnet, als ich aber auf dem Gipfel des Hügels anlangte, hellte sich der Himmel auf, und ein ungeheurer Wolkenbogen spannte sich über den in Sonnenschein getauchten Münsterturm. In dem Augenblick, da ich wieder herabsteigen wollte, bemerkte ich einen Pfad, der zwischen steilen Felsenmauern eindrang (die Wolfsschlucht). Ich folgte diesem Pfad und befand mich plötzlich nach einigen Schritten an einer Art Fenster über einem Tal (das Dreisamtal), das durchaus verschieden ist von demjenigen, in dem Freiburg liegt. Man könnte meinen, man sei hundert Meilen von letzterem entfernt. Es ist ein schmales, finsternes, unfreundliches Tälchen mit nur wenigen Häusern unter vereinzelt Bäumen und wird überall von hohen Hügeln eingefaßt. Eine schwere Wolkendecke lag auf den Gipfeln der Berge wie ein Dach auf Zinnen, und durch die Zwischenräume zwischen den Hügeln sah ich den blauen Himmel wie durch Dachluken eines gewaltigen Turmes.“

Am 6. September 1839 verließ Victor Hugo Freiburg, um sich nach Basel zu begeben. Die Reisegesellschaft, die er in der Postkutsche antraf und die aus einem deutschen Bibliothekar, zwei altmodisch gekleideten alten Herren und einem gesprächigen Geschäftsreisenden bestand, sagte ihm nicht besonders zu. So kletterte er denn trotz der kühlen Morgenluft auf das Verdeck des Wagens, von wo aus er Land und Leute beobachtete. Auf der Fahrt durch das Markgräflerland fiel dem Dichter wieder die hübsche Tracht auf, die er schon an dem Zimmermädchen im „Zähringer Hof“ in Freiburg bewundert hatte. Er schildert sie folgendermaßen: „Der große schwarze Schmetterling, das ist der anmutige Kopfschmuck des Landes. Breite, schwarze Seiden-

bänder sind über der Stirn in Form einer Schleife zusammengenäht und an einem ebenfalls schwarzen Käppchen befestigt, dessen oberer Teil manchmal goldgestickt ist. Die Haare sind in zwei lange Zöpfe geflochten, welche ebenso wie die beiden Enden des dicken, schwarzen Halstuches über den Rücken herabfallen. Zu diesem Kopfschmuck tragen die Mädchen einen schwarzen oder braunen, ziemlich kurzen Rock mit weiten Falten und ein Männerwams (Mieder) aus schwarzem Tuch, welches mit Zwickeln aus roter Seide an Taille und Ärmeln besetzt ist. Einige Mädchen tragen an Stelle des Kopfschmuckes ein rotes Taschentuch, das unter dem Kinn zusammengeknotet ist. Sie sehen so entzückend aus. Das hindert sie aber nicht, sich mit den Fingern zu schnäuzen!!“

Das Markgräflerland und die mauergleich aufstrebende Bergkette vom Schauinsland bis zum Blauen hinterließen einen nachhaltigen Eindruck auf das für Naturschönheit besonders empfängliche Gemüt des Dichters. Zwischen die Schilderung der Landschaft fügt er in seinen Briefen immer wieder Beobachtungen, die er links und rechts der Landstraße machte, die so Mensch und Natur zu einem Bilde zusammenwachsen lassen. Hören wir ihn selbst: „Der Weg von Freiburg nach Basel zieht sich längs einer herrlichen Hügelkette hin, welche schon hoch genug ist, um die Wolken aufzuhalten. Von Zeit zu Zeit begegnet man auf der Straße einem mit Ochsen bespannten Fuhrwerk, das von einem Bauern, der einen großen Hut trägt und dessen Kleidung an diejenige der Bauern in der Bretagne erinnert, geführt wird. Man begegnet auch ab und zu einem von 8 Maultieren gezogenen Karren oder einem langen Balken, der einmal eine Tanne war, und den man nunmehr auf zwei Paar Rädern, welche er wie ein Bindestrich miteinander verbindet, nach Basel bringt. Dann wieder sieht man eine

alte Frau, die vor einem geschnitzten Kreuzifix kniet. Gegen 8 Uhr morgens sah ich in einer öden, zum Träumen verlockenden Gegend einen ehrwürdigen, alten Herrn, bekleidet mit einer gelben Weste, grauen Hosen und einem grauen Überrock; er trug einen großen runden Hut, hielt einen Regenschirm unter seinem linken Arm und ein Buch in der rechten Hand. In seiner linken Hand hielt er eine Peitsche . . . . das beunruhigte mich! Außerdem hörte ich ein sonderbares Grunzen, das aus einem Gebüsch drang, welches die Straße einfaßte. Plötzlich hörte das Gebüsch auf, und ich erkannte, daß dieser Philosoph eine Herde Schweine hütete. — Zwei Stunden, bevor man nach Basel kommt, durchzieht der Weg

ein Waldeck mit undurchdringlichem Dickicht, Fichten, Tannen und Lärchen. Ab und zu zeigt sich eine Lichtung, auf welcher eine einzige, große Eiche emporragt wie ein siebenarmiger Leuchter; dann wieder sieht man Schluchten, aus deren Tiefe man das Rauschen der Wildbäche hört. Das ist der Schwarzwald!“

So fuhr Victor Hugo im Jahr 1839 durch unser badisches Oberland, für das er eine warme Zuneigung empfand, und reiste weiter von Basel über Rheinfelden nach Zürich und durch die halbe Schweiz. Er reiste, wie er selbst von sich sagte, wie die Schwalbe, immer dem blauen Himmel und dem Sonnenschein entgegen gen Süden.

## Die Arbeit unserer Ortsgruppen

Bei Redaktionsschluß für das vierte und letzte Heft des Jahres 1968 waren noch nicht alle Tätigkeitsberichte der über das ganze Land vom Main bis zum Bodensee und Hochrhein verstreuten Ortsgruppen eingegangen. Die vorhandenen Berichte zeigen jedoch deutlich, wie landauf, landab, vor allem in den größeren Ortsgruppen ein reges Leben herrscht, um die Aufgaben der Heimatpflege und des Heimatschutzes zu verwirklichen. Fahrten, Wanderungen, Exkursionen wechselten meistens mit interessanten Lichtbildervorträgen ab. Es ist nicht möglich und wird wohl auch nicht erwartet, daß an dieser Stelle nun ausführlich *alle* Vorträge und Fahrten der einzelnen Ortsgruppen erwähnt und besprochen werden. Es sei deshalb gestattet, daß in stark gekürzter Form in alphabetischer Reihenfolge über die Tätigkeit der einzelnen Ortsgruppen berichtet wird.

In der Ortsgruppe **Baden-Baden** referierte der auf der letzten Landesversammlung der Badischen Heimat zum Ehrenmitglied ernannte verdiente Heimatforscher R. G. Haebler über aktuelle Fragen der Heimatpflege. Frau Margot Fuß, Stellvertreterin des Ortsgruppenvorsitzenden Herrn Oberforstrat Dr. Brandstet-

ter, sprach über „Ludwig Wagner von Frommenhausen, ein badischer Obervogt“. Der neue Präsident des Landesvereins, Oberarchivrat Dr. Laubenberger hielt einen Vortrag mit dem Titel „America — ein Weltbild oberrheinischer Humanisten“. Friedrich Singer las aus eigenen Werken und Herr Paul Braun, Pfleger für Ur- und Frühgeschichte, veranstaltete mehrere interessante Stadtführungen.

In der Ortsgruppe **Bruchsal** wurden 5 Lichtbildervorträge gehalten und mehrere Fahrten und Besichtigungen in der näheren und weiteren Heimat durchgeführt.

Die Ortsgruppe **Donaueschingen** führte in Verbindung mit der dortigen Volkshochschule und dem Verein für Geschichte der Baar mehrere Veranstaltungen, Exkursionen und Vortragsabende durch.

Wie nun schon durch Jahrzehnte, wickelte die Ortsgruppe **Freiburg**, eine der größten im Lande, unter Leitung von Herrn Prof. Dr. Schwarzweber ein sehr reichhaltiges Programm ab. Im Sommerhalbjahr wurde der Hauptwert auf Fahrten und Besichtigungen gelegt, während im Winterhalbjahr jeden Monat ein Vortrag mit Farblichtbildern veranstaltet wurde. Die Vor-

tragsreihe „Kirchen und Klöster am Rhein“ erstreckte sich über zwei Winterhalbjahre. Namhafte Redner und Fachleute verstanden es, eine zahlreiche Hörerschaft im großen Hörsaal der Universität in ihren Bann zu ziehen und ihr die Kleinode der Kunst und Kultur vom Alpenrhein im Kanton Graubünden bis hinab zum Dom von Köln nahezubringen. Die Fahrten im Sommerhalbjahr galten in der Hauptsache dem näheren Umkreis von Freiburg und führten als Tagesfahrten sowohl nach Basel und Augst als auch hinüber ins Elsaß, zum Neckar, zum Freilichtmuseum Vogtsbauernhof bei Gutach, zu den Freilichtspielen in Oetigheim, auf den Hotzenwald und in den Schwarzwald. Es wurden aber auch Fahrten durchgeführt, die vier bis vierzehn Tage umfaßten. Die eine führte durch die Pfalz nach Trier—Aachen—Köln—Mainz, die andere nach Südtirol.

Auch die Ortsgruppe **Heidelberg** zeigte im Berichtsjahr unter der Leitung ihres tatkräftigen Vorsitzenden, Herrn Oberreg.-Rat i. R. Dr. Tischer reges Leben. In vierteljährlichem Abstand bringt sie ein interessantes Mitteilungsblatt, „Blick vom Schloß“, heraus. Darin werden die Mitglieder nicht nur über die regelmäßigen Veranstaltungen der Ortsgruppe unterrichtet, sondern sie werden auch auf wichtige Neuerscheinungen der Heimatliteratur und besonders interessante Aufsätze in den verschiedenen Heimatzeitschriften hingewiesen. Im Mittelpunkt der Veranstaltungen stand eine Vortragsreihe mit dem Thema „Leben und Werk des Kupferstechers Math. Merian“. — Den Höhepunkt der im Laufe des Jahres unternommenen Fahrten bildete eine Fünftage-Fahrt durch Bayrisch-Schwaben mit dem Besuch von Augsburg, Landsberg, Schongau, der berühmten Wieskirche, der bayerischen Königsschlösser Linderhof und Hohenschwangau. Neue Höhepunkte der Fahrt waren Ottobeuren mit seiner einmalig schönen Klosterkirche und im Klostergebäude selbst die vielen Repräsentationsräume wie der Kaisersaal und die prächtige Bibliothek.

Die Ortsgruppe **Karlsruhe** wird vom Vizepräsidenten des Landesvereins, Herrn Verleger Dr. Eberhard Knittel geleitet. Auch er hat eine jahrzehntelange Erfahrung in der Leitung der Ortsgruppe und versteht es vorzüglich, die Heimatfreunde durch ein abwechslungsreiches, an-

sprechendes Veranstaltungsprogramm zu einer großen Heimatgemeinde zusammenzuschließen. In Abständen von ungefähr zwei Monaten werden die Mitglieder durch ein Rundschreiben über die bevorstehenden Fahrten, Vorträge und Besichtigungen in Kenntnis gesetzt, und es ist erstaunlich und sehr erfreulich, wie rege die Anteilnahme an allen gebotenen Veranstaltungen ist. So reichten beispielsweise zwei große Omnibusse kaum aus, um die vielen Mitglieder, die sich zur Teilnahme an der diesjährigen Landestagung in Lahr gemeldet hatten, unterzubringen. Eine große Anzahl von Mitgliedern fuhr noch mit Privatwagen zum Tagungsort. Außer der Fahrt zur Landestagung wurden u. a. Fahrten in den Zabergäu und nach Wiesloch unternommen. Ein Erlebnis besonderer Art war auch die Fahrt und Wanderung durch den Hardtwald unter Führung von Oberforstrat Kranich. Sechs Besichtigungen und sechs Lichtbildervorträge rundeten das reichhaltige Programm für 1968 ab.

Oberstudienrat Willy Hensle leitet die Ortsgruppe **Lahr**. Er hatte es mit seiner Ortsgruppe auf sich genommen, die diesjährige Jahrestagung des Landesvereins in Lahr vorzubereiten. Wie meisterhaft das Programm zu diesem festlichen Treffen der Heimatfreunde vorbereitet und geglückt die Durchführung war, darüber wurde bereits in Heft 3/1968 Badische Heimat ausführlich berichtet. Um so dankenswerter ist es, daß trotz der umfangreichen Vorbereitungen für die Landestagung das Programm für die Ortsgruppenarbeit nicht geschmälert wurde. Eine Reihe von Vorträgen mit Farblichtbildern wurden gehalten, landeskundliche Exkursionen wurden durchgeführt und mehrere Tages- und Mehrtagesfahrten brachten die Mitglieder in landschaftlich besonders ausgezeichnete Gebiete unserer weiteren Heimat und an historisch bedeutensame Stätten. — Wie sehr unsere Lahrer Mitglieder ihre Heimat lieben und die Natur schätzen und pflegen ist wohl daraus zu erkennen, daß nun schon wiederholt am 1. Mai morgens um *drei* Uhr sich eine stattliche Zahl von Mitgliedern zusammenfindet, um unter sachkundiger Führung von Herrn Meinrad Schwörer den Vogelstimmen in den Rheinauwäldern zu lauschen und sie kennen zu lernen. — Nicht vergessen sei auch die Durchführung des Langenharder Hebelschoppens, der dieses Jahr zum

19. Mal abgehalten wurde und bei dem der Schriftsteller Hans Jensen aus seinen Werken las.

Die Ortsgruppe **Mannheim**, die seit über einem Jahrzehnt von Herrn Rechtsanwalt Dr. Bergdolt geleitet wird, trat dieses Jahr mit einer beachtenswerten Vortragsreihe an die Öffentlichkeit. Diese war betitelt: „Geschichte der Oberrheinlande“ und setzte sich aus acht Vorträgen zusammen. In der Ankündigung zu dieser Vortragsreihe heißt es: „Man spricht heute gern von historischen und geographischen Räumen im Sinne eines durch Ereignisse oder natürliche Begebenheiten abgegrenzten Gebietes. Auf die Oberrheinlande kann keine dieser Bezeichnungen Anwendung finden. Trotz strenger Abgrenzung durch Gebirgszüge im Westen und Osten ist es das Charakteristische dieses Landes, Durchgangsland zu sein. Bindeglied sowohl zwischen dem Mittelmeergebiet als auch Innerfrankreich und Mitteleuropa. Durch diese Eigenschaft ist das Land prädestiniert, mit den Geschicken seiner Nachbarn verbunden zu sein. In diesem Sinn sind die Oberrheinlande eine der zentralen europäischen Kulturlandschaften“.

In einer Folge von acht Vorträgen soll die Geschichte der Oberrheinlande und deren wechselseitiger Bezug zu den umgebenden Landschaften und Völkern aufgezeigt werden. Ausgehend von einer weiträumigen geographischen und kulturgeschichtlichen Grundlage wird die Darstellung, das Gebiet immer stärker eingrenzend, hinführen zum Land Baden und ausmünden im Hinweis auf dessen richtunggebende Leistung in staats- und verfassungsrechtlicher Sicht.

Die Ortsgruppe **Pforzheim** unter der Leitung ihres Vorsitzenden Reg.-Bauamtmann E. Mack bot ihren Mitgliedern und Heimatfreunden zehn Lichtbildervorträge und eine Reihe interessanter Besichtigungen und heimatkundlicher Fahrten.

Das Schwergewicht der Tätigkeit liegt bei der Ortsgruppe **Rastatt** in der Veranstaltung von Vorträgen. Als Vorbereitung für eine Elsaßfahrt sprach Prof. Dr. Fritz Langenbeck über „Das Elsaß — Raum und Volk, Entwicklung und Wandlung“. Max Rieple sprach über „Kulturstätten des unteren Neckartales“. Der Vorsitzende der Ortsgruppe, Herr Prof. Dr. Max Weber, behandelt die Themen „Bedeutung der Karolingischen Reichsabteien für den oberrheinischen Raum und „Die Reichsklöster Weißenburg und Lorsch in ihren Beziehungen zum mittel- und nordbadischen Raum“. Auch Dr. Laubenberger, der neue Präsident des Landesvereins, und Prof. Schilli hielten Vorträge. Eine nachahmenswerte Einrichtung der Ortsgruppe Rastatt ist „Die Heimatrunde“, eine allmonatliche Zusammenkunft, in der Veranstaltungen geplant und aktuelle Probleme der Heimatpflege besprochen werden.

In der Ortsgruppe **Säckingen** wurden fünf Lichtbildervorträge gehalten, von denen der Ortsgruppenvorsitzende und Heimatforscher Oberstudienrat Dr. Leopold Döbele zwei Themen selbst übernahm.

Am Schluß dieses Überblicks über die Arbeit in den einzelnen Ortsgruppen sei im Namen des Landesvereins den Ortsgruppen-Vorsitzenden und ihren Helfern für ihre viele Mühe und Opfer, die sie im Dienste der Heimatpflege gebracht haben, herzlichst gedankt. Möge auch im kommenden Jahre ihre Kraft nicht nachlassen, den Heimatgedanken, die Heimatliebe und die Heimatpflege in weiten Kreisen unserer Bevölkerung zu erhalten oder wachzurütteln.

## Vom Büchertisch

Richard Gäng: Mysterium Heimat. Kritische und unpolitische Gedanken.

5,80 DM, Rosgarten Verlag Konstanz.

Die Dichtkunst ist eine edle Pflanze, die im Hotzenwald selten gedeiht. Um so erfreulicher ist es, wenn Richard Gäng, dessen Vaterhaus zu Immeneich im Albthal steht, als trefflicher Gärtnermeister ihr köstliche Früchte abzugewinnen vermag.

Der Nachfahre alteingesessener Bauerngeschlechter wurde geprägt von den Bergen des Schwarzwaldes; die Heimat mit ihren Menschen, Tieren, Pflanzen, Bächen und Wäldern erschloß seine Sinne, entwickelte seinen Geist, bildete seine Seele. Diese Welt gab ihm seinen Standpunkt, von dem aus er Stellung bezog zu den ethischen, juristischen und religiösen Begriffen der Zeit. „Wo Elternhaus und Heimat keinen Kern im Menschen haben, kann keine Macht der Erde auch nur das geringste Blättlein in ihm hervorbringen“, ist seine unerschütterliche Überzeugung geworden.

Die Ferne, die Fremde, ließ wie bei Hebel die Bilder der Heimat erst recht in neuen Glanze aufleuchten, und die Erinnerung, wachgehalten vom Heimweh, formte sie zu Gedichten. So erstand die erste Sammlung alemannischer Verse 1931 „Im Hotzenwald“. In der Lahrer Silberdistel-Reihe folgten die neuen alemannischen Gedichte unter dem Titel „De Sunntigmorge“, denen Reinhold Schneider ein Nachwort schrieb, worin er Richard Gäng in die Nachbarschaft des großen Schweizers Jeremias Gotthelf stellte, weil er es in seiner Novelle „Die Heimfahrt des Andreas Kumlin“ verstanden hatte, aus den Kräften der Landschaft, des Volkstums schöpfend, zum Letzten und Innersten vorzustoßen.

Das Hochalemannische, wie es Richard Gäng spricht, „sternenhoch und erdennoch“, und wie es auf dem Hotzenwald vom Feldberg bis zur Wutach gesprochen wird, ist vielleicht von allen Abwandlungen des alemannischen Dialektes noch am reinsten, am urigsten, am ausdrucksfähigsten. Wie lange aber wird es noch gehen, bis man auch auf dem Hotzenwald eine Allerwelts Umgangssprache allenthalben zu hören bekommt? — Radio und Fernsehen, Schule, Verkehr, der

Strom der Vertriebenen und der Feriengäste, sie werden schon dafür sorgen, daß die alemannischen Laute als unfein abgetan werden. Umso dankbarer müssen wir Richard Gäng sein, daß er den Klang, die Macht, die Zartheit, die Bildhaftigkeit dieser Sprache in seinen Gedichten eingefangen hat.

Nun hat der Dichter seiner Heimat ein neues Loblied gesungen — diesmal in Prosa. Im Rosgarten-Verlag Konstanz ist eine Arbeit erschienen, die zwar wissenschaftlich angelegt ist, aber in leichtverständlicher Form das Verhältnis zur Heimat darlegt. Die Schrift nennt sich „Mysterium Heimat“.

Die Heimat als „Mutter Erde“, so meint Richard Gäng, ernährt und erhält nicht nur den Körper, sondern bildet auch die Seele. Seine „kritischen und unpolitischen Gedanken“ zum Problem Heimat als „gestaltete Landschaft“, als „Urmacht“, sind gerade für unsere Zeit wertvoll. Die Erde wird immer kleiner und überfüllter, der Fortschritt weist in grenzenloser Betriebsamkeit neue Ziele, die Vervollkommnung der Verkehrsmittel läßt keine Entfernungen mehr gelten. Es sieht so aus, als wäre der heutige Mensch überall zu Hause, und das Heimweh wäre ein fremder, überalterter Begriff. Aber Richard Gäng führt einprägsame Worte vieler Dichter und Denker an, die beweisen, daß der Zug zur Heimat immer noch lebendig ist. Wir brauchen nur das Motto anzuführen, das dem Büchlein vorangestellt ist, ein Wort des Philosophen Martin Heidegger: „Keine technische Apparatur und keine Leistungen und Aushilfen, keine noch so hochgetriebene Erfinderkraft, auch nicht die grenzenlose Betriebsamkeit vermögen es, uns Heimat zu geben, das heißt solches, was uns im Kern unseres Daseins trägt und bestimmt und gedeihen läßt.“

Damit ist nicht das Wort gesprochen der „Grasgärtleinseligkeit“ oder der „Winkelglückseligkeit“ der vergangenen empfindsamen Welt, sondern der Heimat, welche der Wurzelgrund ist, der unser Dasein bestimmt. Welcher Mensch ist glücklicher als derjenige, der das geworden ist, was er sein soll?

Der St. Galler Professor Georg Thüerer, der eine schöne Sammlung alemannischer Gedichte

aller Landschaften herausgegeben hat, schrieb ein Vorwort zu dem Büchlein: „Wir wünschen diesem neuen Werke von Richard Gäng viele aufgeschlossene Leser, damit sie erkennen, wie not es gerade unserem Geschlechte tut, an einer Stätte wahrhaft daheim zu sein, Verantwortung mitzübernehmen, ein Erbe weiterzugeben und „die Flamme weiterzutragen“ (Jaurès). Wer in der Weltstadt Allerwinden lebt, nirgends recht hingehört und mitwirken will, bringt es im Leben kaum zu rechter Meisterschaft und bleibt meistens ein windiger Kerl.“

Dr. E. Müller-Ettikon

„Badische Familienkunde“

Herausgegeben in Verbindung mit dem Ausschuss für Familienforschung beim Landesverein Badische Heimat von Albert Köbele, Grafenhausen bei Lahr.

11. Jahrgang 1968, Heft 1: Sonderheft, Beiträge zur Bevölkerungsgeschichte von Durlach — Durlacher Hintersassen 1664 — 1800, von Ernst Schneider, Seite 1—57. — Neuerscheinungen zur Familienkunde in Baden, Seite 58.

11. Jahrgang 1968, Heft 2/3: Die Bilharz-Wappen, von Dr. Leopold Schieble, S. 59. — Die Ahnen von Margarethe Eber aus Bretten, von Dr. Walther Kallmorgen, S. 94. — Isaak Föckler stammt aus „Ried i. I.“ (1550—1614), von Rolf Eilers, S. 121. — Das Geschlecht Lotsch, von Wilhelm Spengel, S. 131. — Ahnentafel Frey aus Berwangen, von Joh. Franz Siebert, S. 140. — Tätigkeitsberichte unserer genealogischen Arbeitskreise, S. 146. — Zum Gedächtnis (Baader, Günther, Roth). — Bücherchau (K. W. Klüber und A. Köbele), S. 153. — Suchfragen, S. 160.

Otto Hoerth: „Komm, Trost der Nacht“, Gedichte aus fünf Jahrzehnten. 66 Seiten, Ganzleinen mit Golddruck, 9.50 DM, Rosgarten-Verlag Konstanz.

Dr. Otto Hoerth (1879—1966) ist bekannt als erfolgreicher Inhaber und Leiter einer Privatschule in Freiburg. Er war ein zurückgezogener, verinnerlichter und wortmächtiger Mensch, eine echte Dichterveranlagung. Es erschienen von ihm „Sieben Dichtungen“, „Heimat, für die wir kämpfen“ (1917), „Miniaturen vom Bodensee“,

„Der Wald“, der Roman „Marionetten um Silvia“ und „Bodensee-Brevier“. Einige Zeit vor seinem Tode löste er seine Schule auf und widmete sich der Ordnung seines literarischen Werkes, dabei wählte er die vorliegenden Gedichte zu einem Gedächtnisband aus.

Otto Hoerth erweist sich hier als Anhänger der klassischen Gedichtform. Man sagt, daß in der Lyrik die Form alles sei, und er hat auf diese Form bei Reim, Versmaß, Strophenbau, Wort- und Bildwahl, Klang, Musikalität größten Wert gelegt, sein ganzes verschwenderisches Können gerichtet. Mit überall sichtbarer Findigkeit und Hingabe hat er sie gepflegt, verhätschelt, gesteigert, vollendet. Seine gewogene Wortkraft, seine Sicherheit in der Bildwahl tritt dem Leser immer wieder in beglückender Weise entgegen. Das rauscht und klingt, packt und zwingt in diesen Versen, daß sie wahrlich durch ihren seelischen Reichtum und ihre Geballtheiten bezaubern. So dichtet er, um hier ein Beispiel für sein Können vorzustellen, angesichts eines blühenden Kastanienbaumes u. a. diese Zeilen:

— Da ich noch auf leichten Füßen, wie auf Flügeln

Unter diesen Kerzen hinschritt, das Bewußtsein

Ihrer Frische, ihres adlig hohen Wuchses  
Sieghaft in mir selber tragend —

Das folgende, besonders wertvolle Gedicht möge für die andern zeugen (gekürzt):

Mariensäule vorm Münster

In dem Lichtfeld, das strahlend sich öffnet

Zwischen Palas und Münsterportal,

Zückt ein Bildwerk aus Stein in die Lüfte.

Hoch, auf spiralig gewundener Säule,

Unter den Füßen die Sichel des Monds,

Hebt sich Maria, im Arme den Sohn.

Sieht sie die kindliche Lust des Kleinen,

Dem sein Ball will das Köstlichste scheinen,

Was sich bis jetzt seinen Händen genah.

Reißt ihn höher an ihre Wangen,

hält ihn mit bebenden Fingern umfassen,

Zitternd um ihr heiligstes Gut.

Weißt du, welch Sinnbild der Ball, den du fassetest?

Ahnst du das Kreuz, an dem du erblassetest

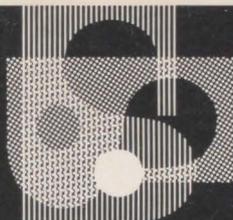
Für die Sünden der ganzen Welt? R. G.





## MONINGER BIER

anerkannt hervorragend



KLISCHEES

AUTOTYPIEN

STRICHATZUNGEN

FARBSATZE

ZEICHNUNGEN

RETUSCHEN

GRAPH. KUNSTANSTALT  
UND KLISCHEEFABRIK

*Schuler & Co.* KG

78 FREIBURG I. BR.  
KARTÄUSERSTRASSE 50  
TEL. 3 20 36

Soeben erschienen:

### Buch der Altrheine und Auwälder

Die Tier- und Pflanzenwelt einer bedrohten Landschaft  
in Wort und Bild

von WALTER DÖRSAM

208 Seiten Text mit einem Bildteil von 144 Seiten  
und 8 Seiten Register.

Format 17 x 22 cm, Ganzstoffeinband, DM 24.-

**Verlag G. Braun/Karlsruhe**



*Seit 1870*



# BADISCHE BANK KARLSRUHE

FRIEDRICHSPLATZ - ECKE RITTERSTRASSE TEL: 26971

NIEDERLASSUNGEN: MANNHEIM HEIDELBERG WERTHEIM/M. MOSBACH  
PFORZHEIM FREIBURG/BR. DONAUESCHINGEN SINGEN/H. KONSTANZ



# **Badische Kommunale Landesbank Girozentrale**

ÖFFENTLICHE BANK- UND PFANDBRIEFANSTALT  
MANNHEIM FREIBURG KARLSRUHE  
ZENTRALBANK DER BADISCHEN SPARKASSEN

Bilanzsumme 5,9 Milliarden DM

Ausführung aller Bank- und Börsengeschäfte

---

# **Badische Landesbau- Sparkasse**

DIE BAUSPARKASSE DER SPARKASSEN  
75 KARLSRUHE Kaiserstr. 223 Telefon 14 41



Mit Hilfe eines Bausparvertrages  
können Sie ein Haus bauen, kaufen,  
instandsetzen, umbauen, sich eine Eigentums-  
wohnung erwerben, ganz wie Sie  
es wünschen und brauchen.  
Fragen Sie uns oder Ihre Sparkasse.